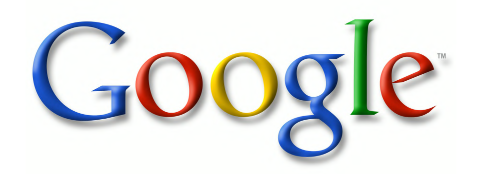
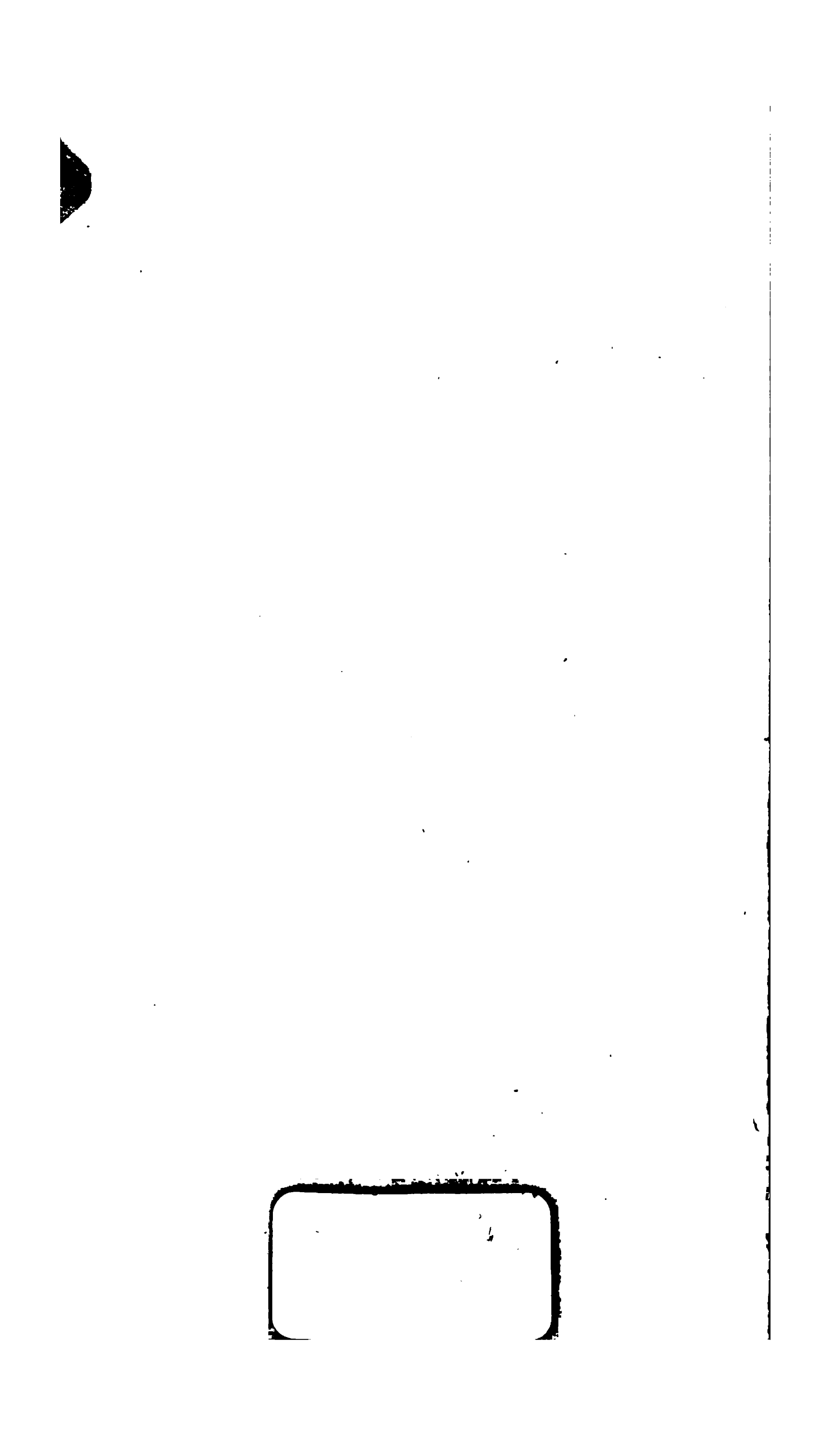



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07585798 1





D. FRANCISCO GOMEZ DE QUEVEDO VILLEGAS.

Nach Carmona gestochen von Schmidt.

Magazin
der
Spanischen und Portugiesischen
Literatur;

herausgegeben
von
F. J. Bertuch.

Dritter Band,
mit Quevedo's Porträt.

Laden=Preis 1 Rthlr.

Schnellbein

Dessau und Leipzig,
in der Buchhandlung der Gelehrten,
1782.

Vorbericht.

Stücke davon auch hier dem Magazine einverleibt, damit die Leser desselben, alles was von mir oder meinen verbundenen Freunden, über oder aus beyden Literaturen erscheint, in dem Magazine beysammen hätten. Ich werde es in der Folge immer so halten, und hoffe meine Leser werden mir diese Einrichtung gewiß verdanken.

F. J. B.

Inn-



Innhalt
des dritten Bandes.

I. Der schmerzliche Zwang. Von Lope de Vega. S. 1.

II. Die Teufel aus der Kohlenkammer. Von Cervantes. 129.

III. Ignez de Castro. Von Quita. 169.

IV. Ignez de Castro. Von Ferreira. 211.

V. Bristo. Von Ferreira. 247.

VI. Fragmente aus der Portugiesischen Geschichte und Literatur. 335.

I. Der

I.

Der schmerzliche Zwang.

Schauspiel
aus dem Spanischen
des
Lope de Vega.

Auszugsweise
von
Herrn B. v. S.

Personen:

Die Infantin Dionysie.

Graf Enrique.

Herzog Oktavio.

Der König von Irrland.

Zwey Bauern.

Velardo und Hortensio, Bediente des Grafen Enrique.

Elenardo, des Königs Secretair.

Celinde, Hof-Dame der Infantin.

Der Marques Fabio.

Donna Isabella, Gemahlin des Grafen Enrique.

Don Juan, ein Kind, sein Sohn.

Filippo und Tereo, Herzogs Oktavio Bedienten.

Zwey Fischer.

Der Graf von Barzellona.

Luzindo und Fenizio, Spanische Soldaten.

Capitän Don Carlos, ein Spanier.



Erster Akt.

Erste Scene.

(Die Scene ein Wald: Infantin Dionysia im Jagd-Kleide, mit dem Jagd-Spieß.)

Sie verfolgt einen Hirsch. Ihr Monolog ist eine Anrede an ihn, über seine Geschwindigkeit; Sie ruht aus, er stürzt sich ins Wasser. Ruhe aus, (ruft sie ihm zu) armes Thier! glücklich, daß du endlich deinen Ruhepunkt erreichtest, den der Leidende so spät findet!

Zwoote Scene.

Graf Enrique kommt. Ein Liebes-Gespräch zwischen ihm und der Infantin. Er verliehrt sich so in Phöbus, Göttlichkeiten und Schwulst, daß die Infantin endlich selbst sagt: „Lassen wir all

die Vergötterungen! und vermenschlichen lieber diese Glorien.„

Dritte Scene.

Herzog Oktavio kommt. Ohngesehen von jenen sagt er: „Verfolgt von einem wildem Thier, such' ich meinen Tod: Wer sah' je einen Jäger vor dem Wilde fliehen, wie vor dem Stier auf dem Kampfplaz, als mich, der ich das Mädchen suche, die mir den Todt droht? — „ Er sucht die Princessin auf. Endlich erblickt er sie mit Enriquen; Jene beyde sprechen indeß leise; der Herzog behorcht sie.

Infantin.

Ich versprech' dirs!

Oktavio.

(Bey Seite) Vom Versprechen reden sie? (er verbirgt sich.)

Dionysie.

Kann ich mehr thun?

Enrique.

Es ist viel!

Dionysie.

Ich bin dein Weib!

Oktavio.

Himmel! Sein Weib ist sie?

Enrique fürchtet des Königs Unwillen; Dionysie tröstet ihn, daß sie sich nicht verheyrathen werde, und ihr Vater schon alt sey. Sie beschließen also, seinen Todt abzuwarten, der ihr alsdann freye Wahl lassen würde. Der ungeduldige Enrique jammert über diesen Verzug.

Oktavio.

Oktavio hört dieß und drückt seine Eifersucht über Enriquens feurige Liebe, auf eine sehr natürliche Art aus.

Briefe, Umarmungen und Hoffnung, werden uns ausharren helfen! sagt Dionysie. Auch dieß beruhigt Enriquen nicht; Er dringt auf eine Zusammenkunft. Sie bestellt ihn auf morgen.

Oktavio.

(Bey Seite) Die Unmenschliche hat mein Todes-Urtheil gesprochen!

Dionysie.

Welche Schwierigkeiten ebnet die Liebe nicht!

Enrique.

Wer nur Gedult genug hätte, bis morgen zu harren.

Dionysie.

Wie? noch bist du unzufrieden?

Enrique.

Beste! Ich bin ein guter Einkäuffer, und möcht' gern auch diese Marter abkauffen; denn Augenblicke des Wartens sind Jahre für die Liebe.

Dionysie.

Hoffen ist also Marter? *)

Enrique.

Ja! so lang man das erwartete Glück nicht erhält; und grössere, je grösser die Hoffnung ist!

Diony-

*) Wortspiel mit esperar, das warten und auch hoffen heissen kann.

Dionyse.

So gar bis morgen zweifelst du an meiner Liebe? Schlechtes Zutrauen!

Enrique.

Nein! aber zwischen heut und morgen sah man Troja im Brand; verlohr Rom seine Pracht; die glänzendste Flotte zerstreute der Sturm; zwischen heut und morgen steht der heute Reiche, morgen arm auf.

So fährt er fort durch einzelne Beyspiele der Veränderlichkeit der menschlichen Dinge, auf eine sehr natürliche und ausdruckvolle Art sein Verlangen zu erklären, daß die Infantin noch heute ihr Versprechen erfüllen möge.

Oktavio.

Oktavio behorcht sie immer; „Wie ganz anders wär's — sagt er — wann sie mir diese Gunst verspräche! — dann verschöb sie's von jezt auf eine Woche, auf einen Monath, Jahr, Jahrhundert — und dann erfüllte sie's doch nicht!„

Dionysie verspricht Enriquen zu willfahren und deswegen gleich nach der Stadt zurückzukehren.

Enrique.

Nun seh' ich die Grösse deiner Liebe! — Aber dieser Wald wär' wohl auch kein übles Zimmer? — Doch leider findet nicht jede Dido eine bequeme Höhle.

Vierte Scene.

Oktavio.

Oktavio, der es nicht länger aushalten kann, tritt wüthend für Eifersucht vor. „Ist das Schwein hieher gekommen?„

Dionysie und ihr Geliebter bezeigen heimlich ihre Unzufriedenheit über seine Ankunft. Sie entfernen sich und sie befiehlt Oktavio ihre Leute aufzusuchen.

Fünfte Scene.

Oktavio. (allein)

Ich? — meinen Tod will ich aufsuchen! — Aber werd' ich ihn finden, da er mich so schnell flieht?

flieht? — — Warum hielt ich mich zurück? — Warum schwieg ich? — Sterben soll Enrique? sterben soll er! — Sag' ichs dem Könige? — Nein! — In solchen Unglücks-Fällen kann allein eigner Scharfsinn uns helfen. — Mein soll diß Weib seyn! — Was sagst du, Seele? — Dein? Ja, dein muß, muß sie seyn? — — Wer hilft dir? — Amor, der es können muß, weil er Gott ist! — Werd' ich sie besizen? — Du kanst's! — Wie willst du's wagen? — Ich will diese Nacht auf die Terraße! — Will zuerst kommen! — die Liebe thue das übrige! — Ha! Ihr Bäume, mit hohen Gipfeln, die der Lenz grün kleidete; du Berg, der mit seiner stolzen Spitze den Himmel selbst berührt; ihr buntfärbigen Wiesen, voll aromatischer Blumen, mit mancherley Farben gefleckt; ihr murmelnden Bäche; ihr verstekten Thiere, hochschwebende und plauderhaffte Vögel, die ihr in Höhlen und Nestern schwäzt, singt, und brüllt; — lachen werdet ihr, daß ein Mensch sich vorsezt und hofft, ein Weib zu genießen, das diese Nacht eines Andern wartet! — Doch man glaub's, oder nicht — Bey meinem Leben, — ich wills!

Sechste Scene.

Der König von Irrland kommt im Jagd-Kleid und Ueber-Rock; mit zwey Bedienten. Er fragt nach der Infantin. —

„Bey Gott, antwortet der erste Bediente, sie lauft dem Wind und Atalanten zuvor!„ Der König befiehlt seine Leute zu sammlen; er will nach der Stadt zurück; und sezt sich.

Siebente Scene.

Oktavio.

Ew. Majestät wird müde seyn? „O Herzog! versezt der König! —„ unser Leben flieht dahin, wie die Sonne; der Schatten bleibt. Jene nennt man Jugend, diesen Alter, oder was eben so viel ist, Krankheit. — Wie habt ihr euch verirrt?

Oktavio.

Weil ich Ew. Majestät suchte — seit der Sonnen Aufgang allein suchte, und wollte Gott,

ich

ich hätte Euch heute in diesem Gebirg nur allein gefunden?

Warum? fragt der König, und nun sagt Oktavio: er hab' ihm ein Geheimniß zu vertrauen.

König.

Ein Geheimniß?

Oktavio.

Ja, Herr!

König.

Sag's!

Oktavio.

Nimm diese Nacht einen Menschen gefangen!

König.

Wen?

Oktavio.

Graf Enriquen!

König.

Wen?



Oktavio.

Den Grafen.

Der König will die Ursach wissen. — „Das ist eben das Geheimniß;„ versezt Oktavio. Morgen früh soll' ers erfahren — allein er soll ihn nur durch Einen Mann gefangen nehmen lassen, des Königs Ehre und Leben sey sonst in Gefahr!

König.

Was hat der Graf vor!

Oktavio.

Morgen, gnädigster Herr, sollst du's erfahren!

König.

Nur Ein Mann soll ihn gefangen nehmen — und wer?

Oktavio.

Der Capitäin der Garde, der Marques Fabio.

König.

Die Nacht ist lang; und soll dieser Arrest keinen Nahmen haben? —

Oktavio.

Er sichert dein Leben; ich weiß es.

König.

Und in dem Geheimniß steckts, daß dieß das Mittel dazu ist?

Oktavio.

Ja, Señor!

König.

Gehn wir!

Oktavio.

Du gehst traurig? —

König.

Ich geh' mitten in dem Meer von Besorgnissen, in das du mich stürztest — aber ich will muthig seyn Oktavio, weil's muß! — Der Graf, ein Verräther! — Unmöglich! — Oktavio! darf meine Tochter diesen Arrest wissen?

Oktavio.

Durchaus nicht! — das zerstöhrte meine ganze Absicht.

(Sie gehen.)

Achte

Achte Scene.

Velardo und Hortensio.

Sie erzählen, daß die Infantin eilends zurück ist. Deren Lob und ihres Herrn Liebe zu ihr, ist der Inhalt ihres Gesprächs.

(Der Graf kommt.)

„Trauriger, langsamer, schwerfälliger Tag! ruft er, gewiß hielt die Sonne in der Mitte ihrer Laufbahn an! O Amor! wenn du, wie man sagt in der dritten Sphäre wohnst, so bitte deinen Nachbar Phöbus, daß er zur Ruhe eilt, und seine goldene Stirne ins Meer taucht! Erinnere ihn, wie er einst nach Daphnen lief, u. s. w. — Das Uebrige der Scene ist ein Gespräch zwischen ihm und seinen Bedienten, voll Laune, Natur und Wahrheit. Es ist ein treues Gemählde seines innerlichen Kampfes und Unruhe, ihnen sein Glück zu verschweigen und des Zwangs, den es ihn kostet. Wohl! sagt er selbst — wohl richtig ists, das der Mensch Kummer weit leichter verschweigen kann als Freude!„

Neun=

Neunte Scene.

Clenardo, des Königs Secretair kommt.

Er ruft den Grafen zum König. Der Graf befiehlt seinen Leuten, ihn auf der Terraße zu erwarten.

Enrique.

Was will der König, Secretair?

Clenardo.

Ihnen eine Gnad' erzeigen, denk ich.

Enrique.

Heiliger Himmel, gieb, daß es nicht, das Gegentheil sey!

(Sie gehen ab.)

Zehnte Scene.

Dionysie und Celinde.

Celinde räth' ihr von der Zusammenkunft ab. —

Diony-

Dionysie.

Ich ward' gebohren, Enriquen zu lieben! Er ist mein Geliebter; Alles was du mir sagen könntest, ist Wind, Schatten, Traum! Ist meine Wahl übel, so bitt' ich' entschuldige mich; denn wenn die Liebe blind ist, so sinds auch ihre Würkungen!

Celinde.

Señora! der Graf ist ein vornehmer Cavalier, aber sein Stand ist dem Deinigen ungleicher als die Eiche der Palme. — Wenn die Liebe blind ist, so hat hingegen die Vernunft Luchs-Augen.

Umsonst. Sie befiehlt ihr, ihn am Fenster zu erwarten; aber ja ohne Licht; denn, wenns der König sähe, könt's ihr das Leben kosten.

Eilfte Scene.

Sie geht und Celinde, die Enriquen selbst liebt, beklagt sich in einem Monolog, über die Liebe, die

die einen am Stand ihr so ganz gleichen Grafen, mit einer weit über ihn erhabenen Prinzessin verbindet.

„Du bist wie der Wein, Amor! (ruft sie endlich) Ist er einmal drinn; so muß man ihm mehr gehorchen als dem Herrn selbst; und wirft den zum Haus hinaus, der ihn hineinbrachte!„

Zwölfte Scene.

Der König, Marques Fabio, Secretair Clenardo.

König.

Er kommt, sagst du?

Clenardo.

Ich lies ihn an der Thüre.

König.

Traurig?

Clenardo.

Vielmehr fand ich ihn in der ausschweiffensten Freude; und so kommt er.



Der König.

Ruff ihn, und ihr (zum Fabio) bleibt!

(Er schickt Celinden fort.)

Dreyzehnte Scene.

König, Fabio.

König.

Ich habe keinen andern Grund dazu, Marques, als, Oktavio hieß mirs ihn gefangen zu nehmen.

Fabio.

Aber! so ohn' Ursach einen, nach Aller Urtheil, unschuldigen Menschen!

König.

Ist ja nicht lange von hier bis morgen!

Fabio.

'S ist nicht recht, daß du einen so edlen Mann gefangen nehmen läßt!

König.

So ingeheim thuts nichts. — Was sollt' ich thun, da Oktavio sagt, die Ursach sey

eben

eben so geheimnißvoll, als die Sache selbst nothwendig?

Fabio.

Er muß es wissen; allein bey Gott! Enrique hat dich so gewiß nicht beleidigt, als ich lebe! —

König.

Er ist Mensch! Fabio.

Fabio.

Und ein edler! wollt der Himmel, daß so ein Verräther —

König.

Soll ich dich für einen Mitverschwornen halten? —

Fabio.

Trautest du dem ersten Irrthume, so glaub' immerhin auch dem zweyten! laß mich mit gefangen nehmen.

Vierzehnte Scene.

Clenardo. die Vorigen.

Clenardo.

Señor, der Graf ist da!

Fabio.

Ihn! die Redlichkeit selbst!

König.

Ich sagte dirs schon, er soll kommen; und du, entferne dich!

(Clenardo ab.)

Funfzehnte Scene.

Enrique kommt. Er fragt: Was der König befohlen? Marques, sagt der König, ich habe dir nichts mehr zu sagen, thue was ich dir befohl! (ab.)

Enrique.

Du gehst, Señor! verdien' ich nicht mehr, dein Gesicht zu sehen?

(Er will ihm nach.)

Fabio.

Fabio.

Halt ein wenig!

Enrique.

Bist du's, Fabio, dem der König befohl, das zu thun, was er dir auftrug?

Fabio.

So lohnt man Dienste! — das ist der Lauf der Welt!

Enrique.

Was? — Was lohnt man? Was befohl er dir? Was soll ich thun? Warum ließ mich der König ruffen? Worinn kann ich dem Könige dienen? — Was willst du mit dem Laufe der Welt?

Fabio.

Man muß dem Könige gehorchen!

Enrique.

Wie? hab ich seine Majestät beleidigt?



Fabio.

Ich weiß nicht. Ich schwor bey Lebens-Strafe, zu schweigen! ꝛc. — Deinen Degen!

Enrique.

Meinen Degen?

Fabio.

Ja, bey Gott!

Enrique.

Das hat der König weise veranstaltet! — Niemand als dir gäb ich ihn. — Ich war bereit, dir zu dienen, seit dem ich dein Freund bin ꝛc. — Hier hast du ihn! — Ich gebe nichts weg; wenn ich einem Manne meinen Degen gebe, dem ich mein Leben selbst hingäbe! —

Fabio.

Graf! Ihr habt mir ihn nicht gegeben! Vertauscht habt ihr ihn! hier nehmt meinen! (er giebt ihm seinen) Ein so edler Mann darf nicht ohne Degen gefangen seyn, noch darf ihm der meine fehlen! —

Enri-



Enrique ist bereit, ihm ins Gefängniß zu folgen. „Natürlich (sagt er) sollt ich wissen, warum ihr mich gefangen nehmet! Aber genug ihr arretirt mich, und also geschiehts nicht ohne Grund! — Die Unschuld (fährt er fort) macht auch das Gefängniß freudig; — und — ich bin dem Könige Dank schuldig; denn er macht mir mehr Ehre, daß er mich durch dich gefangen nehmen läßt, als Kummer über die Sache selbst.

(Sie gehen ab.)

Sechzehnte Scene.

Das Theater wird die Terasse.

Hortensio und Velardo kommen bewaffnet, um befohlnermassen ihren Herrn zu erwarten.

Sie unterhalten sich indessen mit Possen, die keine Uebersetzung verdienen.

Herzog Oktavio läßt sich maskirt an einer Leiter herab, unten zieht er den Degen. Sie halten ihn für ihren Herrn und reden ihn an! — „Keiner näh're sich mir!„ ruft Oktavio.

Hortensio.

Was sagst du?

Velardo.

Ich glaube, er träumt!

Hortensio. (zu Oktavio)

Sollen wir gehen?

Oktavio.

Ja! —

Velardo.

Hattest du uns denn nicht befohlen, diesen Balkon zu bewachen? —

Oktavio. (Bey Seite)

Ha! es sind Bediente des Grafen! —

Velardo.

Entweder er ist närrisch, oder hat indessen geheyrathet.

Hortensio.

So? Was macht denn das Heyrathen?

Velardo.

Es verändert Neigungen und Sprache! —

Der



Der Herzog wird ungeduldig und jagt sie mit dem Degen fort.

Er wünscht sich nun zu dem glücklichen Erfolge seiner List, diese Nacht statt Enriquen bey der Infantin zuzubringen, in einem Monolog Glück, und geht.

Nun überspringt der Autor den Zwischenraum einer Nacht.

Siebzehnte Scene.

Die Scene wird wieder der Pallast.

Der König, Marques Fabio und Clenardo.

Der König erzählt: bey Sonnen Aufgang hab' ihm der Herzog einen schon gestern Abend geschriebenen Brief zugeschickt; und sey auch Abends schon auf seine Güter abgereißt. „Allein (sezt er hinzu) „dieser Brief stürzt mich in noch grössere Verwirrung, und macht mich noch ängstlicher wegen eines unglücklichen Zufalls!„

Der Marques liest den Brief:

„Die Ursach, warum ich um Enriquens Gefangennehmung bat, war, damit ihn nicht gewisse

 „fremde

„fremde Soldaten tödeten; auch durft' er dies selbst
„nicht wissen, damit er sie nicht angriffe. Sie sind
„fort, aus Furcht entdeckt zu werden. — Geben
„Sie ihm also die Freyheit; mir aber die Er-
„laubniß, in meine Grafschaft zu gehen, um einen
„meiner aufrührischen Vasallen zu züchtigen.„

„Herzog Oktavio.„

König.

Was hältst du davon?

Fabio.

Warlich, ein sehr unverschämtes Mittel! Der Graf hätte sich in Sicherheit setzen können, ohne daß du ihn so erschreckt hättest. Ich geh, mit deiner Erlaubniß, zu ihm; und zufrieden, zu wissen, daß er unschuldig ist, lach' ich über des Herzogs Albernheit.

König.

Geh' und bring den Grafen hieher.

Er geht. Auch Eleonardo freuet sich über des Grafens Unschuld, und lobt ihn sehr gegen den König.

König.

König.

Ich hör' Alle sagen: er sey ein Engel.

Clenardo.

Die Stimme des Volks ist Gottes Stimme; heißt's im Sprichwort.

König.

Wenn er seiner Tugend wegen Feinde hat, so hat er wenig Tugend, denn er hat wenig Feinde.

Achtzehnte Scene.

Fabio und der Graf.

Enrique fällt dem Könige zu Füssen.

König.

Steht auf, Graf, und bedeckt euch!

Enrique.

Warum ließ'st du gestern mich gefangen nehmen, und befiehlst mir heute mich zu bedecken?

König.

König.

Steht auf, Admiral! —

Er dankt dem Könige und Alle wünschen ihm Glück. — Der König geht mit Fabio und Cleonardo ab, um, wie er sagt, wegen der Vermählung der Infantin das Nöthige nach Schottland zu befördern.

Neunzehnte Scene.

Enrique. (allein.)

Er bemüht sich in diesem Monolog vergeblich, die Ursachen seiner Gefangennehmung zu errathen. „Ich darf (sagt er) den König nicht fragen! — So wenig man den Himmel fragen darf, warum er regnet, so wenig darf man einen König fragen, warum thust du dies oder das? — O Glück, grausames Glück! Hätte nicht dies unverdiente Gefängniß mir heute erst wiederfahren können? — Doch ich entschuldige dich! Dame Fortuna; denn du bist ja veränderlich, und ein Weib!„ —

Zwanzigste Scene.

Hortensio und Velardo, seine Bedienten, kommen.

Sie

Sie freuen sich, ihn ruhiger als gestern Nachts zu finden, und erzählen ihm die Begebenheit mit dem Herzoge, den sie noch für ihn halten rc.

„Wie?„ sagt der erstaunte Enrique „Ich stieg ja nicht von der Leiter: Ich sah die Infantin nicht — Ich verfolgt' euch nicht, und redete nicht mit euch.

Hortensio.

Was? — Bey Gott, so war ein anderer Galan bey ihr.

Enrique.

(Der darüber unruhig wird)

Ein Mann stieg herunter, sagst du?

Hortensio.

Du verfärbst, Du beunruhigst dich! Bey Gott! es stieg einer herunter, — und er hat dir die Dame weggenommen.

Enrique.

Gewiß ists, daß ich nicht bey der Infantin war.

Velar-

Velardo.

Hätten wir das gewußt, in Stücken hätten wir ihn zerrissen.

Ein und zwanzigste Scene.

Die Infantin und Celinde kommen dazu.

Sie eilt ihm mit offenen Armen und tausend Betheurungen der zärtlichsten Liebe entgegen.

Enrique.

(Tritt zurück.) Ich erstaune! ich — war ich in deinem Zimmer?

Dionysie.

Redst du so wegen Celinden? — Sie war dabey! — Wegen deiner Bedienten? Laß dich das nicht kümmern, Enrique, mein Gemahl! du bist mir alles, Eltern, Königreich und Staaten!

Enrique.

Señora, nicht diese Leute veranlassen meine Verwunderung! —



Dionysie.

Was denn? —

Enrique.

Deine Rede! Ich sah und sprach dich diese Nacht nicht, ich war nicht in deinen Armen. Dein Vater legte mir ganz andere Fesseln an. — Ich war gefangen, Señora. Bedenke also, daß ichs nicht war, der bey dir war; da dein Vater eben jezt mich losläßt.

Dionysie.

Du warst gefangen?

Enrique.

Gewiß!

Dionysie.

Celinde, und du machtest ihm nicht auf?

Celinde.

Willst du läugnen, daß du bewaffnet kamst? — daß ich dir den Balkon öffnete und du ins Zimmer giengest? — Sag' — ich lüge auch, Graf!

Enri-

Enrique.

Celinde, du bist eifersüchtig! Ich hätte dich gesprochen? Ich wär hinein gegangen? Ich hätte die Infantin gesehen?

Dionysie.

Diese Bedienten werdens sagen, die maskirt dich dort erwarteten.

Velardo.

Wahr ists, es stieg ein Mensch herunter; allein er ließ sich nicht sehen und der Graf hätte uns nicht seinen Namen verläugnet.

Dionysie.

Was ist das? Ich verliehre die Gedult — du kamst also nicht herein, Graf?

Enrique.

Nein Señora, bey Gott nicht! denn ich war diese Nacht im Arreste.

Dionysie.

Nun so will ich schreyen wie eine Wahnsinnige! — Ich wills dem Könige sagen, Verräther! —

Enrique.

Señora! —

Dionysie.

Laß mich! Todt soll dir meine Zunge bringen, weil die deine meine Ehre mordet!

Enrique.

Señora, hör mich nur einen Augenblick, hör mich! —

Dionysie.

Nun?

Enrique.

Ich scherzte nur —

Dionysie.

Ein verhaßter Scherz! Ich bin Königin, du Vasall! Du lagst bey mir und willst's läugnen?

Enrique.

Soll ichs öffentlich bekannt machen? — Ists nicht vernünftiger und besser, es zu läugnen?

Dionysie.

Du solst's nicht sagen, aber auch nicht läugnen.

Enrique.

Gut! wenn du willst, so will ichs sagen! — Deine Schande und mein Tod sollen die Folgen seyn! — Wohin reißt dich die Liebe! Soll ichs ausschreyen? —

Dionysie.

Nein, aber wer meiner Gunst genoß, soll's gestehn, wenn ich ihn drum frage. — Der Verdruß, den du mir da verursachtest, entfernt mich von dir.

Enrique.

Wie? Du gehst?

Dionysie.

Ja, Enrique; denn du hast mich erzürnet!
(Ab, mit Celinden.)

Zwey

Zwey und zwanzigste Scene.

Enrique bleibt verwirrt und nachdenkend stehen; Velardo und Hortensio machen ihm Vorwürfe und zeigen ihm die Gefahr die für ihn daraus entstehen könne. Er beschließt nach Spanien zu gehn und entdeckt seinen Bedienten noch daß nicht er, sondern ein Anderer, bey Dionysien gewesen sey. „Ich will nun alle meine Hoffnungen in den Wind schlagen, sagt er, denn auch die sicherste trügt. Gebe Gott daß die Spanische Luft auch meinen Sinn ändere!

(Sie gehen.)

Zweeter Akt.

Erste Scene.

Der König, die Infantin Dionysie, schwermüthig. Celinde, Clenardo, Musik.

Der König jammert über ihre Schwermuth; „Du sprichst nicht, du antwortest nicht (sagt er); sind meine Klagen nicht gerecht? — Unter welchen Himmel verbirgst du die Sterne deines

heitern Gesichts? — — Setz dich hier im Garten! Bringt einen Stuhl heraus — (zur Infantin) Sollen sie singen? —

Dionysie.

Ja!

König.

Nu so singt!

Dionysie.

Meinen Leichen-Gesang! Wiewohl wer ohne Ehre stirbt, verdient kein Leichenbegängniß! *)

König.

Ist dies deine Krankheit?

Dionysie.

Welche ist grösser als Schande?

König.

Du geschändet? Du raß'st! — Wer Ehre giebt, wie Könige, wär ohne Ehre? — welches Gesetz fesselt den König?

Dio-

*) Hier ist wieder ein unübersetzliches Wortspiel mit honra, Ehre, und honras, Leichbegängniß.



Dionysie.

(Zur Musik) Singt, oder geht! —

König.

Sie singen schon — Erzürne dich nicht.

Dionysie.

Nun so schweigt!

Celinde. (heimlich)

Sie ist närrisch!

Clenardo. (heimlich)

Sie rast!

Musik.

Unter Lilien und Rosen
Kam die schöne Morgenröthe
Weckte Vögel, weckte Thiere
Und verkündete den Tag.

Ach Olympia, die Arme!
Sie erwacht, erwacht betrogen!

Weil der Herzog von Vireno,
Untreu, sie entehrt verließ!

Fluch ruft sie vom Meeresstrande
Nach dem bösen fliehnden Schiffe
Ueber Fluth und Woogen hin:
Stürzt es, Götter, tief in Abgrund
Stürzt es! — Nein doch! Ach verschont es!
Denn mein Leben ist darinn!

Dionysie.

Das läßt du singen?

König.

Warum, Tochter? Worinn ha'ts dich beleidigt? —

Dionysie.

Der verwegene Herzog hat sie entehrt, und entflieht mit dem Schiffe! — O — ich weiß wohl, was mich peinigt! Es ist nicht Narrheit; nein, Verrätherey! —

König.



König.

Was hat aber fremdes Unglück für Beziehung auf dein eigenes Herz? —

Dionysie.

Nicht? Hätt' es nicht? — Ist nicht Theilnehmung Gottes Befehl? Gesetz? Wollt ihr das brechen, verachten, blos weil ihr König seyd? — O Herzog! falscher Verräther! du verlässest Olympien!

Celinde.

Señora — heften Sie sich nicht an diese fabelhafte erdichtete Liebe!

Dionysie.

Was wagst du es, zu entscheiden, ob 's Wahrheit oder Lüge ist? — Wahrheit ist's, weil ich's bin, die der Herzog tödet! — Ich bin's, die an dem schrecklichen Tage, da Vireno sich einschiffte, mit Verzweiflung nachrief: „Stürzt es, Götter, tief in Abgrund„ —

Celinde. (zu Clenardo bey Seite.)

Ueber wen, meinst du, daß Sie klagt?

Clenardo. (bey Seite)

Ich weiß es; über den Grafen Enrique.

Celinde. (bey Seite)

Ich fürchte sehr, sie verräth warum er sie verließ!

Clenardo. (bey Seite)

Nun ist er vier Jahre weg; wunderbar, daß ihre Liebe noch dauert!

Celinde. (bey Seite)

Vielleicht, gerade weil ihr die Ehre fehlt.

Clenardo. (bey Seite)

Wie? einer Prinzeßin?

Celinde. (bey Seite)

Sonst würde sie weniger des Grafen Heyrath beweinen; denn daß er verheyrathet aus Spanien nach Irrland zurück gekommen, dies ist die einzige Ursach ihres Schmerzes.

König.

König. (zu Dionysien)

Laß Theure, laß einen Augenblick diese seltsame Schwermuth, und laß dich zerstreuen.

Dionysie.

Daß der Herzog so nach Spanien fortgieng! — Daß er die ganze Nacht in ihren Armen lag, sie entehrte, und dann verließ! — Dies wäre nicht Verrätherey? (Sie singt.)

Stürzt es, Götter! tief in Abgrund,
Stürzt es! — Nein doch! Ach verschont es!
Denn mein Leben ist darinn.

König.

Das sind Lieder, Tochter; häng dich doch nicht so d'ran!

Celinde erzählt nun heimlich Elenardo, daß der Graf die Infantin würklich entehrt; sie, aus Furcht vor dem Könige, verlassen; in Spanien sich verheyrathet; drey Kinder habe, und mit seiner Gemahlin und diesen nun zurückkomme. — Der König habe den Arrest für die Ursach seiner Entfernung gehalten, und werde ihn gut empfangen,

gen, weil er sein Verbrechen nicht wisse. Die Infantin weine, ohne die Ursache zu entdecken. Sie sey zuerst in Schwermuth und nachher in diesem Wahnsinn verfallen.

Zwoote Scene.

Der Marques Fabio meldet den Grafen und seine Gemahlin.

Der König will seine Tochter wegen ihrer Krankheit nicht verlassen. „Nein, (sagt sie) das wird mir ein Fest seyn. Wir wollen sie bewirthen. Ist die Frau nicht eine Spanierin?„

Fabio.

Ja, Señora!

Dionysie.

Ich will sie sehen! Denn seh ich sie, was bleibt mir dann noch zu sehen übrig! —

König.

Laß sie kommen! —

Dionysie klagt Celinden, und diese sucht sie zu ermannen.

Dritte

Dritte Scene.

Graf Enrique, Gräfin Isabelle, ihr ältestes Kind Don Juan, Hortensio, Velardo, ihre Bedienten.

Der König bewillkommt sie. Ist die Gräfin wohl? fragt er.

Enrique.

Sie hat Gesundheit!

Dionysie.

Eher Gift! Gift! (bey Seite.) Ists möglich, daß meine Augen meine Feindin sehen, und ich ihrs nicht laut zuschreye?

Nun folgt eine sehr interessante Situazion:

„Komm (sagt Enrique zu seinem Sohne) küß seiner Majestät die Hände!„

König.

Wer ist das?

Enrique.

Sennor, mein Sohn!

König.

König.

Der älteste?

Enrique.

Sein Alter sprichts für ihn. Er ward am Ende des Jahrs meiner Abreise und auch meiner Heyrath gebohren.

König.

Warlich! Euer ganzes Ebenbild!

Enrique.

Er soll wenigstens, mit gleichem Glück, Eurer Majestät Nachkommen dienen! —

Don Juan.

Señor! Sie werden keinen so kleinen Diener mögen. — Aber indeß vertritt mich mein Vater, bis ich so alt bin, daß ich Ihnen dienen kan!

König.

Gut gesagt, lieber Junge!

Enrique (zu Don Juan.)

Thue was ich dir vorhin anbefohl!

Don Juan.

Erlauben Sie mir, gnädige Prinzeßin, ihre Hand zu küssen. —

Dionysie. (für sich.)

In welcher Hölle ist ärgere Pein! — (Zu Don Juan) guter Junge! — (Zur Gräfin) Habt ihr mehr Kinder, Gräfin? Liebt euch der Graf sehr? —

Isabelle schildert nun seine Liebe, seine Treue, und lobt ihn mit aller Wärme und Enthusiasmus der feurigsten Zärtlichkeit.

Dionysie. (für sich.)

Ich Unglückliche! Warum will der König durchaus mir Gift reichen! — Einen Zug endlich! Aber so eine ganze gehäufte Schaale voll; das ist unmenschlich! —

Ein plötzlicher Anfall von Raserey ist dann die Folge von Isabellens Erzählung. — „Hinaus! (ruft sie) „Hinaus Weib! fort!„ —

(Sie steht wüthend auf.)

„Die

„Die Knoten, die du sonst meiner Seele umschlingst, gewebt von giftigen Ottern, entzünden mein schäumendes Blut!„ — Und so fährt sie fort zu rasen.

Enrique bedauert sie.

König.

Es fällt sie Abwechslungsweise an! —

Enrique.

Halte sie, Isabelle!

Isabelle.

Ich will! Ach — Señora!

Dionysie. (wehrt sich.)

Verrätherin du hältst mich? — Doch. jetzt hältst du all' mein Glück, wenns anders eins war! — — Fort mit ihr! —

Der König heißt sie gehen.

Dritte Scene.

Die Infantin und der König allein.

Er dringt in sie, ihm die Ursache seines Kummers zu vertrauen.

„Ich wollte dir (sagt er) einen Schottländer zum Manne, und Irrland einen König geben; Allein der Gesandte betreibts nicht, weil das Gerücht von deiner Krankheit sich verbreitet.„

Dionysie ist gerührt. Sie sagt, mündlich könne sie es ihm nicht entdecken, sie fordert also Dinte und Feder, um es ihm zu schreiben.

Sie schreibt, indeß der König in einem Monolog seine Unruhe und Angst ausdrückt.

Dionysie.

(Giebt ihm das Pappier.) Oeffne es nicht, ehe ich mich entfernt habe! (sie geht.)

Die folgende Scene enthält ein sehr lebhaftes, wahres und treues Gemählde der Bestürzung und Seelen-Unruhe, die den König bey Lesung des Briefs befällt.

„Gewiß

„Gewiß (sagt er) ist das ein Rezept des Tos„des für mich! — Wie sie davon eilte! — (Er liest) „Ich vermählte mich heimlich mit „Enriquen. Er gieng nach Spanien, und, — „Vater! — ließ mich entehrt zurück! — Er „kommt nun verheyrathet mit Weib und Kindern „zurück. — Nun erwäg', was für eine Krank„heit er mir mittheilte!„

Bediente! Wache!

Vierte Scene.

Marques Fabio kommt.

König.

Wache! Capitain!

Fabio.

Señor!

König.

Gott! zu solchem Leiden sparteſt du meine alten Tage! — Ich werde rasend! —

Fabio.

Fabio.

(Bey Seite.) Die Infantin hat ihn angesteckt! —

König.

Fabio! —

Fabio.

Señor! —

König.

Wie? Diese Beleidigung leidet der Himmel, und ich? (zu Fabio) Kapitain!

Fabio.

Was befiehlst Du?

König.

Daß er meine edle Tochter zur Schwachheit einer gemeinen Dirne erniedrigte! (zu Fabio) Marques!

Fabio.

Was befiehlst Du? — Ich höre nur abgebrochene Reden!

König.

Ein Fehler wärs, es zu verschieben —

Fabio.

Schwebst du auch in den Lüften, wie die Infantin?

König.

Ruf' mir Enriquen.

Fabio.

Ich gehe. —

König.

Vergiß nicht, daß ich leide, so lang, bis du wieder kommst.

Nun ein unbedeutender Monolog des Königs in bouts rimés.

Fünfte Scene.

Fabio und der Graf.

Geh', (sagt der König) verschließ die Thüre; bewach' sie, laß' niemand in dies Zimmer! (Er geht.)

Sechste



Sechste Scene.

König. Enrique.

König.

Hier Enrique, dies Papier ist ein Brief des Königs von Albanien. Er enthält eine sehr wichtige Sache, worüber er sich meinen freundschaftlichen Rath erbittet: Ich traue meinem Verstande nicht: aber Dir! — Rath mir also, was ich ihm antworte!

Nun macht Enrique dem König ein Compliment über seine Bescheidenheit, wie sichs gebührt.

König.

Der König von Albanien hat eine einzige Tochter, wie ich. Tausend Könige und Fürsten werben um Sie; Sie wirft ihre Augen auf einen Cavalier zwar, aber ihren Vasallen. — Dieser verführt sie, flieht aus Furcht vor dem Vater in ein fremdes Reich; dort vermählt er sich; vermählt kommt er nach Albanien zuruck; die Infantin wird aus Schmerz krank; entdeckt die Ursach ihrem Vater; der zornige Vater wagt's nicht, ihn

 wegen

wegen seiner Tochter hinzurichten, und kann ihr ihn doch auch nicht geben — — da er vermählt ist. Die Sache ist wichtig. Er will meinen Rath! ich Deinen! — Was dünkt dir?

Enrique.

Seltsamer Zufall! — — Was hilfts, wenn ihn der König tödet? Dann ist der Infantin nicht geholfen. Billiger und vernünftiger ists, ihn mit ihr zu vermählen. —

König.

Wie wär' das möglich, da er schon beweibt ist? —

Enrique.

Er soll selbst, zur gerechten Strafe seines Verbrechens, sein eigen Weib töden! —

König.

Was kann aber das unschuldige Weib dafür? —

Enrique.

Grosse Uebel muß man durch kleine vermitteln. Besser, diese Unschuldige stirbt, als daß das Königreich untergeht, die Infantin ohne Hülfe, und der König ehrlos bleibt! —

Der König macht ihm noch verschiedene Einwürfe, die Enrique beantwortet. Sie allegiren wechselsweise biblische Geschichten, jeder zu Behauptung seines Sazes. „Wär ich der König, (sagt endlich Enrique) —, der Mensch müßte mir sein Weib tödten; ich vermählte ihn mit meiner Tochter, und dann sollt' er wegen des Mords gehörige Pönitenz thun.„

König.

Recht! Es ist kein anderes Mittel. Allein, lies dies Papier, und laß sehen, ob du dann diesen Ausspruch bestätigst? —

Enrique ließt; Er drückt sein Erstaunen und Entsetzen aus.

König.

Enrique! Dies schrieb meine Tochter! Du warst dein eigner Richter. — Geh' — tödte die

 Gräfin,

Gräfin, um diese Nacht noch Dionysiens Gemahl zu werden! —

Enrique.

Señor!

König.

Graf! Keinen Widerspruch. Du selbst hasts ausgesprochen, du selbst! Genug! He! Fabio!

(Fabio kommt.)

Fabio.

Señor!

König.

Begleitet den Grafen nach Haus. Bewacht ihn mit hundert Mann an der Thüre!

Enrique wendet durch verstellte Freude über das ihm bevorstehende Glück, dies ab.

(Der König geht.)

Achte Scene.

Fabio. Graf.

Fabio.

Was ist das? Graf!

Ich

„Ich Unglücklicher! (ruft Enrique aus) — Wer „sah je so einen schmerzlichen Zwang! *) „Ihr Himmel schickt eure Donner=Keile auf mich „herab! — Erde öffne deine Eingeweide, mich „zu verschlingen! Ich? — Die Gräfin? — „Diesen Engel an Schönheit, an reiner Unschuld „und Sanftmuth? — Und jene Augen — jenen „weissen Busen? — Ich selbst? — Die Un„schuldige? — Jesus! Himmel!„ —

Fabio.

Nicht zu laut hier! Entfern' dich aus dem Palaste!

Enrique.

Gehen wir, Marques! Du sollst mein Unglück erfahren! Ach meine Isabelle, mein geliebtes Weib! Grausamer König! Trauriger Zwang! —

Nun kommen etliche sehr natürliche und rührende Scenen, die besonders Isabellens sanften, unschuldigen, liebenswürdigen Charakter, und ihre zärtliche Liebe für Enriquen, treffend, und richtig zeichnen.

*) Daher der Titel des Stücks.

Neunte Scene.

Gräfin Isabelle; Velardo, ihr Diener.

Isabelle.

So krieg ich also keine Messe zu hören? —

Velardo.

Der Kapellan ist krank.

Isabelle.

Hat Juan Lekzion genommen?

Velardo.

Er lernt recht hübsch; bald kann er lesen! —

Isabelle.

Der Graf beunruhigt mich. — Es ist sehr spät, und er kam nicht zum Essen.

Velardo.

Der Marques rufte ihn ab.

Isabelle.

Sagt' er, daß ihn der König verlangte? —

Velar=

Velardo.

Ja, Señora!

Isabelle.

Wer war bey ihm?

Velardo.

Er war und blieb allein. Señora, sorgen Sie nicht.

Isabelle.

Heute Nacht schreckten tausenderley Träume mich auf. — Ich sah ein Turteltäubchen in ihrem Nest. Da kam ein wilder Jäger, legt' einen Pfeil auf den Bogen, und stürzte die Arme mit drey Jungen aus dem Nest. — Gott, welcher Schmerz! Ich stund auf, und umarmte meine Laurenza, ohne zu wissen, warum? Sie entfiel meinen Armen. — Ich ließ Juan ankleiden, und beschloß, in die Messe zu gehen. Allein, so sehr ich eilte, erschien doch der Capellan nicht. Nun kommt der Graf auch nicht, der doch sonst nie ausbleibt ⁊c.

Zehnte Scene.

Enrique. Fabio.

Enrique.

Isabelle!

Isabelle.

Mein Gebiether! Mein Geliebter! Nur meine Thränen können Dir meine überschwengliche Freude, Dich wieder zu sehen, ausdrücken.

Enrique.

Spare diese Ergiesungen der Freude. Meine Theure! siehst du nicht, daß mich der Marques begleitet? —

Isabelle.

Verzeiht, Herr Marques! Verzeiht dies meiner Liebe! —

Fabio.

Sie ist gerecht.

Isabelle (zu Fabio.)

Wollten sie nicht unser Gast seyn?

Isabelle fährt fort, ihre Freude über Enriquens Zurückkunft auszudrücken. — Enrique ist traurig, und heißt den Bedienten sich entfernen. Er geht.

Enrique.

Ich muß diese Thüre verschliessen.

Isabelle.

Was ist dir, Geliebter?

Enrique.

(Der inzwischen die Thür verschlossen hat.) Nun ist die Thür verschlossen — Fabio sagt ihrs! —

Isabelle.

Was ist dies, Marques? Ich bin unruhig.

Fabio.

Der Schmerz bindet meine Zunge.

Isabelle.

Ihr weint? — Graf, du schweigst? — Auch du weinst? Bin ich ein so herbes Kraut, daß blos mein Anblick euch Thränen entreißt? —

Schämt

Schämt euch! Ein standhaftes Weib zwischen zwey weinenden Männern? —

Fabio.

Arme Isabelle! Gebohren unter dem Einfluß eines feindseligen Gestirns! — Reitzendes, edles Weib! —

Nun erzählt ihr Fabio des Königs Befehl, und die ganze Veranlassung dazu.

„Jesus, Marques! (ruft die edelmüthige Isabelle) Und das ists all? Ich dachte würklich, der König wollte den Grafen töden! — Lebe, geliebter Enrique, leb' lange und glücklich! — Wenn Du nur lebst, was liegt an meinem armen Leben? (Sie weint.)

Ich weine nicht aus Kummer; nein, aus Freuden, daß mein theurer Gebiether zu einem so hohen Stand' erhaben werden soll. — Besitzt tausend Jahre eure Braut, die euch mit Recht liebt. Denn billig sollten Königinnen euch lieben. Ihr ward zum König gebohren! — Ihr seyds, und der Himmel lohnt eure Verdienste mit Krone und Zepter. — Nun, du König bist, guter Enrique,

rique, bitt' ich dich um eine Gnade; denn wenn Könige ihre Reiche erben, oder sich vermählen, pflegen sie ja welche auszutheilen. — Ich hab' drey Söhne von dir, Enrique; es ist nicht gut, daß sie bey einer so vornehmen Stiefmutter leben. Der Graf von Barzellona ist mein Vater; dort ist auch meine Tante, die mich erzog, und begleitete. Schicken wir sie mit ihr nach Spanien! Denn Kinder einer toden oder gefangenen Mutter erziehen Großeltern besser, als der Vater! Thu' das, lieber Enrique! Ich beschwör' dich d'rum bey all' den freundlichen Liebkosungen, bey aller Zärtlichkeit unserer Ehe! — Nimmt Gott mich zu sich, wie ich hoffe, weil mich Sünderinn sein Blut belebt, so bet' ich bey ihm, für dich, mein Geliebter, und deine Gattin, meine Königin!„

Hör' auf, mich durch diese Reden zu töden! ruft der gerührte Enrique; betheuert, daß er des Königs Ehre nie beleidigt habe, und erzählt, daß ihm der König an der Thüre durch einen vertrauten Pagen in einem Billet befohlen habe, Einen von seinen Leuten mit ihr zugleich umzubringen, als ob er sie in Untreue ertappt hätte. — „Aber

nein,

nein, (sagt er) lieber will ich, Gräfin! daß die Menschen mir fluchen, als daß — da du im Himmel eine Märtyrin bist — dein Andenken auf Erden entehrt werde!„ —

Enrique bewilligt ihr ihre Bitte in Absicht der Kinder. „Nein (sagt er) deine heilige Reliquien sollen nicht bey einem Vater bleiben, der unschuldig ihre Mutter tödete! — Nun! Der König erwartet mich; kniee nieder; indeß ich diesen traurigen Knoten um deinen Hals schlinge!„ —

Isabelle.

Nur Eine, und die letzte Gefälligkeit, bitt' ich noch von dir! —

Enrique.

Gefälligkeit? Von deinem Henker? —

Isabelle.

Laß mich meine Kinder sehen! —

Enrique.

Geh' Fabio! hol' sie. Zwar wünscht' ich mir diese erschütternde Scene zu ersparen. Aber geh' nur!

nur! — Hier ein Märtyrer-Tod, und kein Engel dabey? — Nein, das wär' Sorglosigkeit vom Himmel!

Fabio.

Weinend hol' ich sie! — Unglücklicher Zwang! (ab.)

Enrique.

Kommt nur, kleine Engel, eure schöne Mutter sterben zu sehen! Kommt nur, bey dem Opfer gegenwärtig zu seyn, um mich einst bey jenem Richter anzuklagen! — Soll ich fliehen? — Umsonst! der König läßt die Insel bewachen! — Er befiehlt ihren Todt! — Himmel und Hölle! — Soll — muß ich ihr Mörder seyn; so wollen wir beyde sterben!

Isabelle.

Theurer Gemahl! du verliehrst den Muth?

Enrique.

Wundert dich das? da du meine Seele bist! daß sie mir fehlt, um dich zu töden? *) —

Schling

*) Wortspiel mit alma, das Seele und auch Muth bezeichnen kann.

Schling tausendmal deine Arme um meinen Hals — Vielleicht erweichst du durch Liebkosungen diese eherne Brust! ꝛc. — Was thu' ich nun, wann ich jetzt dich tödte? und dann allein bin? Ich Elender? Was soll dein undankbarer Gatte ohne dich anfangen? — Was werd' ich thun? — Ach! ich werde voll Zärtlichkeit, Liebe, Schmerz und Verzweiflung, nach dir schreyen und jammern! — Dies wird mein Innerstes zerreissen! — Verzeih' mir! — Ich tödte dich! — Ich bete dich an! — Erbarme dich mein, Isabelle, und bitt' dort in himmlischem Chor, Gott und Engel für mich! —

Isabelle.

Weine nicht so! — Du scheinst der zu seyn, den der Dolch erwartet. —

Eilfte Scene.

Fabio, ein Kind auf den Armen, zwey an der Hand.

Fabio.

Hier sind deine Söhne! —

Enri-

Enrique.

Ist jemand da aussen?

Fabio.

Niemand!

Enrique.

Hast du verschlossen?

Fabio.

Ja!

Isabelle hält eine Rede, voll männlichen Muths, an ihre Kinder. Kinder! (sagt sie) ich ließ euch ruffen; als Zeugen des Testaments, das ich jetzt machen werde! — Wollte Gott! ich könnt' euch wieder hinbringen, wo ihr herkamt; so gäb' ich mit meinem Todte dem Himmel vier Seelen wieder! — Dann würden im Augenblick meines Todtes Seelen aus mir, wie Funken aus dem Feuer, sprühen. — Kinder! — ich sterbe heut — nicht aus Schuld, und als Verbrecherin — die wahre Ursache ist — ich ward gebohren! — Genug, um zu sterben! *)

Sie

*) La causa es, porque naci, que para morir bastaua. Eine trefliche Stelle!

Sie bittet dann ihren Gemahl um Verzeihung, wann sie ihm nicht nach Verdienst begegnet habe. — Sie empfiehlt ihren Kindern, insbesondere, ihren Tod nicht an ihrem Vater zu rächen, weil er dazu sey gezwungen gewesen.

„Juan! — (fährt sie gegen das älteste Kind fort) du bist jetzt schon der Vater deiner Geschwister. Ich hoffe, du wirst mein Verlangen erfüllen.„

Don Juan.

Wohin, Mutter?

Isabelle.

Zum Todte, lieber Sohn! —

Don Juan.

Nimm mich mit, Mutter!

Enrique.

Ueberlaß' dich dieser Rührung nicht länger.

Don Juan.

Warum bringt dich denn der Vater um?

Isabelle.

Weils mein Unglück — weils mein Schicksal will. Ruft Gott nicht um Rache meines Todtes an.

Enrique.

Marques, entfernt sie!

Don Juan.

Grausamer Vater! —

Isabelle.

Umarm' mich, lieber Juan, und du gute Laurenze und Lisardo! — Waysen, eh' ihr kaum gebohren wart! (Sie hängt an ihrem Halse.)

Enrique.

Laß Sie! —

Isabelle.

O warte! warte! daß ich Ihnen das letzte Lebe wohl sage! — (Fabio führt die Kinder fort.)

Enrique.

Weinen, Isabelle macht stumm!

Isabelle.

Schon neig' ich dir meinen blossen Nacken, lieber Graf! Denn weil meine Sonne untergeht, *) so kommt ohne Zweifel die Nacht! — Unbillig wärs, nach diesen Umarmungen noch zu leben; und unmöglich, da ich drey so grosse Stücke meines Herzens verlohren. — Warum zitterst du? O ich bitt' dich! — Erdroßl' mich nicht mit Stricken! — Nimm die Hände, und so wird der Todt mir süsser seyn! — Nimm die Hände, lieber Señor! mein Geist soll in sie entfliehen, und die Liebe wird ihn länger drinnen aufhalten.

Enrique.

Weg mit den schönen Händen! Erweck nicht meine Wuth! —

Isabelle.

Willst' mich nicht umarmen?

So nennt die zärtliche Isabelle ihre Bitte; sie mit den Händen zu erdrosseln.

Zwölfte

*) Nemlich, weil ihre Kinder sich entfernten.



Zwölfte Scene.

Fabio kommt zurück.

Enrique.

Ach, Isabelle!

Fabio.

Schon todt? —

Enrique.

Ich wags nicht, mich dazu zu entschliessen. Die Liebe wagts nicht, Sie ohne mich zu tödten. Der Arm naht sich und das Herz fürchtet sich. Das Herz wagts, und nun zittert der Arm! — Und will ich denn dran, o so umschling' ich fest ihren Hals mit meinen Armen, statt der Schnur! — Weh' mir, daß ich gebohren bin! —

Nun sagt Fabio, es wär' schändlich für ein edles Herz, hier Muth zu haben. Er räth' ihm also, Isabelle soll mit ihm kommen. Seine treuen Bedienten sollten sie in einem löchrichten Kahn aufs Meer setzen, und so würde das Meer ihr einen

mittleidigen und geheimen Todt und Grab gewähren.

Beyde sinds zufrieden, und sie gehen.

Dreyzehnte Scene.

Nun erscheint der König und die Infantin.

Diese ist mit dem Verfahren des Königs und Isabellens unschuldigem Todte sehr unzufrieden.

Ein feiner Zug des Dichters, um, durch diesen unverstellten Ausbruch ihres Mitleids, Dionysiens Charakter empor zu heben, und ihr das Verachtungswürdige zu nehmen, das ausserdem auf sie fiele! —

Warum mußte diese Unglückliche sterben? (sagt sie) Ich bin untröstlich darüber! —

Der König erzörnt sich. —

Graf Enrique tritt auf.

„Rede mit deiner Gemahlin!„ sagt der König, und geht.

Nun neue Vorwürfe, die Dionysie dem Grafen macht. — (Sie geht.)

Vier-

Vierzehnte Scene.

Ein Monolog des Grafen, der seine Unruhe wegen des Schicksals seiner Gattin ausdrückt.

Himmel! (ruft er) Sonne, Sterne, Mond, Elemente, azurenes Meer, wo tausend Schiffe glücklich sind, und scheitern! — O Mitleid! Mitleid! Zitternd beschwör' ich euch — dieser Kahn — sie durchbohren ihn — er stürzt um — er sinkt! rc., — (ab.)

Funfzehnte Scene.

Das Theater verwandelt sich in die Küste des Meers. Herzog Oktavio; Polibio und Tereo, zwey Bedienten und zwey Fischer, die Isabellen aus dem Wasser ziehen.

Herzog Oktavio ist auf seinem Landguth an der Küste zu fischen gefahren. Er hat Isabellens untergehenden Kahn gesehen, und er und seine Leute sie gerettet. Oktavio verliebt sich in sie, und biethet ihr seine Dienste an. Sie bittet ihn, sie vor dem nahen Hofe des Königs von Irrland verborgen zu halten, und meldet ihm bloß, daß sie eine Spanierinn und von Barcellona sey.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Der König, Dionysie, Celinde.

Der Graf ist von einer heftigen Krankheit aufgestanden, die eine Folge seines Grams über Isabellens Tod war. Dionysie klagt, daß sein Herz noch von seiner Gattin voll ist; daß er noch sie beweine. Der König verlangt, daß sie noch heute vermählt werden sollen.

Zwoote Scene.

Der Secretair Elenardo kommt. „Als (erzählt er) der Graf die Beinkleider angezogen hatte, und den Degen anthat, stutzte er einige Augenblicke; dann sagte er: er säh' in einer Erscheinung Isabellens Bild. Warte, warte! rufte er, zog sich aus, nahm den Degen; und ohne uns hätt' er sich ermordet.„

Nun fängt der König an seine Handlung zu bereuen.

König.

Was thun wir, Tochter?



Dionysie.

Gott mit Gebet versöhnen!

König.

Wir waren alle blind!

Dritte Scene.

Nun kommt der Graf; und hier abermahl eine Wahnsinnigen-Scene. Er raßt und verfolgt zwey Bedienten. Sein Wahnsinn, der in dem nagenden Wurme seines Gewissens seine Quelle hat, schweift theils in fürchterlichen Bildern, theils in Vorwürfen gegen den König, theils in wunderlichen und abentheuerlichen Vergleichungen aus, die immer auf seine Situation Beziehung haben. Hier etliche Proben! „Warte! (ruft er) warte, Weib! — Warte reitzende Isabelle! — Gott weiß, daß mir das Leben die größte Last ist! — Nagender ist nicht die Pein des Sisiphus und Irions im Reiche der Nacht! — Was wartest du, Todt? — Tödte einen Mörder! — Aber mich schrecklicher zu strafen, läß'st du mir das Leben! — Wenn du nicht weißt, wer die Gräfin mordete! — Ich wars! ich! —

König.

Macht, daß er schweigt!

Enrique.

Fürcht' du die Welt nicht; fürchte vielmehr Gott, wenn ich einst dich ruffen werde. — Wann du vor Gott nicht gut bist, so verdamm' ich dich vor der Welt gut zu scheinen. —

Dionysie.

Es ist nicht Raserey, was er da spricht!

König.

Wie? — Seine Raserey ist fürchterlich.

Nun betheuert Enrique wieder, daß nicht er bey Dionysien geschlafen habe.

Plötzlich fährt er auf: „Verbindet — verbindet mir die Augen!„ —

Elenardo.

Was erschreckt dich?

Enrique.

Siehst du nicht Isabellen im schwarzen Flor? und mit ihr meine unglücklichen Kinder? Den weinenden Juan und Rikarden und Laurenzien? — Zeugen des schrecklichen Urtheils, das eben jetzt der Himmel ausspricht? — Siehst du nicht den Richterstuhl, von Löwen bewacht, und mitten unter tausend Heiligen den himmlischen Salomon? Siehst du nicht das Blut, das wegen dieser schrecklichen That um Rache schreyt? ꝛc. — — Den höllischen Geist, der mich anklagt? — Ich will sterben? Ich verdiene diese Strafe — mein Gewissen sagt mirs — ich tödete einen Engel — eine Heilige. Gott verdamm' mich, wenn ich bey der Infantin schlief!

Dionysie.

Dies ist nun das Ende deines Plans, betrogener Vater! —

König.

Liebe und Ehre zwangen mich — deine Schuld wars! — — (Zu Enriquen) Enrique! weißt du, daß ich König bin?

Enri-

Enrique.

Possen! Du bist die listige Schlange — dies die Eva ich Adam — Der Apfel, den ihr mir gabt, war Isabellens Todt. — Die Bisse meines Gewissens — und mein in der Raserey gethanenes Bekänntniß, ist der Engel mit dem Schwerd, der euch aus dem Paradiese treibt. —

So raßt er fort — Dionysie ist in Verzweiflung, und der König beschließt endlich, ihn, zu Rettung seiner Ehre, und Dionysiens Schande zu verbergen, umbringen zu lassen.

„Nein! Nein! (ruft Enrique) nein, wilder Habicht! — Zuerst die Henne und ihre Küchelgen, und nun den Hahn? — Ich soll sterben, und in solcher Seelenangst?„

Celinde.

Das wär' Grausamkeit, Señor! — Der Graf hat seit zwey Tagen nichts zu sich genommen, und daher kommt seine Krankheit. —

Der König befiehlt, Essen zu bringen. —

„Was? (schreyt Enrique) Was redet ihr ab, ihr Hunde! — Gift wollt ihr mir zu essen geben?

ben? — Meint ihr, ich versteh's nicht, so irrt ihr euch sehr; — Ich werd' bey Gott nicht essen, bis ich Isabellen sehe! — Komm' her, ausgestopfter, altfränkischer Lumpen-König den die Aufschrift verräth, wie eine Apotheker-Büchse. Hol' der Teufel dein Fell! Warum steckteſt du mich ins Gefängniß? — Warum ließ'st du meiner Isabelle den weissen Hals abhacken? rc.„

Der König befiehlt, ihn zu greiffen und ins Gefängniß zu führen. Er wehrt sich, schlägt einen Bedienten zu Boden, und geht in der Raserey ab.

Vierte Scene.

Nun kommt Fabio, und erzählt: der Graf von Barzellona, Isabellens Vater, sey mit einer zahlreichen Flotte gelandet. Des Königs Leute seyen geflohen — Enriquens Sohn, Don Juan, sey ihr General; sie trügen eine schwarze Fahne, mit Isabellens Portrait; die (wie er sagt) durch die Luft gen Himmel flattere, um Genugthuung zu fordern.

Auf Fabios Rath wählt der König den Herzog Oktavio zu seinem General, um dem Feinde zu widerstehen, und schickt ihn zu solchem ab.

Fünfte Scene.

Das Theater verwandelt sich in Oktavios Land-Guth.

Oktavio. Isabelle.

Isabelle entdeckt Oktavion, daß sie Enriquens Gemahlin ist. Er erzählt ihr dagegen, daß er vor nun sechs Jahren statt Enriquen bey Dionysien gewesen, daß er ihr, und sie ihm damals einen Ring gegeben. — Isabelle bittet ihn um diesen Ring, und erhält ihn. Auf ihr Verlangen verspricht er, sie nach Spanien überschiffen zu lassen. Er wählt Polibio, seinen Bedienten, zu ihrem Begleiter. Dieser Niederträchtige nimmt sich vor, eh' sie beede in den Hafen gekommen, sie zu entehren.

Polibio und Isabelle gehen; und nach einem kurzen Monolog Oktavios, der sein Erstaunen über die wunderbaren Zufälle, die seine verwegene Handlung verursachte, ausdrückt, erscheint Fabio, und

Sechste

Sechste Scene.

überreicht Oktavion im Namen des Königs den Commando-Stab. Er nimmt ihn nach einiger Weigerung an, und sie gehen.

Siebente Scene.

Nun folgt ein seltsamer unnatürlicher und ungeheurer Auftritt, den man freylich nur einem Spanier, einem Lope und seinem Zeit-Alter nachsehen kan.

Eine Armee erscheint mit einer schwarzen Fahne, in die Isabellens Bild gemahlt ist.

Der junge Don Juan bewaffnet, mit dem Commando-Stab, und nach ihm der Graf von Barcellona, sein Grosvater. Der Graf hält eine lange Rede, worinn er die Ursachen erklärt, warum er seinem Enkel das Commando übergeben habe.

„Ich will, (sagt er) daß die Welt an diesem Kind sehe, daß nicht die Waffen, sondern unsere gerechte Sache für uns kämpft. Dies, ihr edlen Krieger, ist mein Enkel und Isabellens Sohn!

Sohn! Er ist euer General! Daß Isabelle unschuldig war, habt ihr aus des Grafen Briefen gesehen. Ihr kämpft für eine so gerechte Sache; ich hab' also mit Recht ein so zartes Kind zum Generale gegen seinen grausamen, mit dem Blute seiner Mutter befleckten Vater, ernennt!„

Juan antwortet ihm mit einem Muthe und Standhaftigkeit, die freylich in dem Munde eines sechsjährigen Kindes sehr sonderbar klingt. —

„Ich will (schließt er) einen grausamen König herausfordern, und denk', ihn mit Gottes Hülfe zu überwinden!„ —

Der Graf küßt ihn, nimmt ihn in seine Arme, zeigt ihm die Standarte, und will ihm die Geschichte sein Mutter erzählen. —

Nein! (ruft Juan) nein, lieber Großvater, ich wills nicht sehen — Laßt mich herunter. — Ich müßte weinen, und würde, so in der Höhe, die Erde mit einem neuem Meere überschwemmen! Greiffen wir an! und ihr sollt sehen, was diese Brust für ein Herz verschließt! ꝛc. (Sie gehen.)

Achte Scene.

Der König, die Infantin und Secretair Clenardo.

König.

Wir sind verlohren!

Dionysie.

Wo nun Hülfe, bey so grossem Unglück?

König.

Geh, Clenardo, und bring' den Grafen gefesselt aus dem Gefängniß. (Clenardo wundert sich hierüber, und geht.)

Dionysie.

Was hast du mit Enrique vor?

König.

Ich will ihn ausliefern.

Dionysie.

Das wär' grausam.

König.

— Ramon hat eine wehrlose Insel mit seiner Armee überschwemmt; er reißt meine Schlösser und Städte nieder; — Was kann ich bessers thun, als daß ich ihm Enriquen ausliefere? Enrique ist wahnsinnig; ein unnützer Mensch. Er ist die Ursach dieses Kriegs, und ihn will der Graf.

Neunte Scene.

Elenardo bringt Enriquen gefesselt.

Der König befiehlt: ihn augenblicklich den Cataloniern zu überliefern.

„Nun, (ruft Enrique aus) mitleidiger Himmel! nun da du meine Wünsche erfüllst, kehrt auch meine Vernunft zuruck! Ich erlange mein Gefühl wieder, indem ich mein Todes-Urtheil höre, und daß mein Sohn seiner Mutter Blut an mir rächen soll. Ich schwöre beym Himmel und seinen heiligen Engeln, Sonne, Mond, Sternen und Planeten; bey der Erde, ihren Pflanzen, Bäumen, Thieren, Quellen und Flüssen; bey Wolken und Luft, vom Nordpol bis zum Süd;

bey

bey den geschwätzigen und stummen Vögeln, bey dem wüthenden Meer und seinen Fischen; bey dem elementar- und sichtbarem Feuer; bey dem erhabensten und niedrigsten Sterblichen, vom angebeteten König, bis zum ärmsten Hirten; vom Gelehrtesten bis zum Unwissendsten, daß ich der Infantin Ehre nie beleidigte, daß ich keineswegs der bin, über den sie klagt, weil in der Nacht ihrer Entehrung der König mich gefangen hielt. — Das ist Wahrheit! Denn ich muß Isabellens Todt mit dem meinigen versöhnen!„

König.

Führt ihn weg.

Enrique.

Barbarischer Feind, deine Strafe wird folgen.

(ab.)

Dionysie.

Wen rührt nicht dieser Unglückliche?

König.

Ich fürchte, Dionysie, er stirbt unschuldig. Wen sollte diese feyerliche Betheurung, daß er

 nicht

nicht der Urheber deines Unglücks war, nicht besorgt machen? —

Dionysie.

Den nicht, der weiß, daß Enrique wahnsinnig ist; denn es ist so klar als der Tag, daß er Urheber meiner Schande war.

Zehnte Scene.

Fabio und Herzog Oktavio kommen.

Oktavio entschuldigt seine Abwesenheit mit den Unruhen in seinem Herzogthum; und daß er nicht am Hofe nöthig gewesen. „Nun aber, (sagt er) da die Gelegenheit sich anbiethet, ist mein Land, Ehre, und Leben selbst, wenig, um es zu des Königs Dienst aufzuopfern!„

Der König erzählt ihm den Einfall der Spanier, und Enriques Auslieferung.

Fabio.

Wie? Du hast ihn ausgeliefert? — Warum diese Grausamkeit? —

König.

König.

Fabio! Enrique ist die Ursach des Kriegs; er ist wahnsinnig, und jetzt ein unnützer Mensch!

Fabio.

Ich will mein Leben zu seiner Vertheidigung aufopfern.

Oktavio (zu Dionysien.)

Ach, Dionysie! bey deinem Anblick blutet meine Wunde von neuem. — Ich liebe dich noch so heftig als vor 6 Jahren.

Dionysie.

Weiß der Himmel! Mich reut's, daß ich euch nicht liebte! ꝛc. (Sie gehen.)

Eilfte Scene.

Nun erscheint Isabelle in Mannstracht.

Sie erzählt, daß der Begleiter, den Oktavio ihr mitgab, sie habe entehren wollen; — daß sie ihm im Schlaf seine Kleider genommen, und die ihrigen gelassen habe.

Luzindo und Fenizio, zwey spanische Soldaten, nehmen sie als einen Spion gefangen; sie erfährt die Ankunft ihres Vaters.

Zwölfte Scene.

Nun erscheint Don Juan und Capitain Carlos. Die Stadt ist übergegangen.

„Was seh' ich? (ruft Isabelle heimlich.) — „Ist dies Kind nicht Don Juan?„ Ihre Thränen fliessen; — „Ich will mich verstellen, (fährt sie fort) wenn mirs die Freude erlaubt!„ Sie wird dem Don Juan als ein Spion vorgestellt.

Der folgende Auftritt enthält eine so natürliche innige Ergiessung mütterlicher Zärtlichkeit, die Isabelle, die sanfte, gute Isabelle, umsonst zu verbergen sucht, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn meist ganz überzutragen.

Don Juan.

Zu wem wolltest du? Was macht dein König?

Isabelle.

Ich weiß nicht; denn er wars nie.

Don

Don Juan.

Was hat er seit meiner Ankunft für Anstalten zu Vertheidigung seiner Staaten gemacht?

Isabelle.

Ich hörte nie davon, Señor!

Capitain.

Laß ihn foltern!

Don Juan.

Man bring' eine Folter!

Isabelle.

Edler General, es ist nicht die erste Marter, die ich deinetwegen leide.

Don Juan.

Um mich hast du Schmerzen gelitten?

Isabelle.

Den größten!

Don Juan.

Ich dank' dirs. Aber wie? Sag' mirs, ich bitt' dich.

Isabelle.

Seiner Zeit sollst du's wissen.

Don Juan.

Löset ihm die Banden.

Capitain.

Laß ihn unter Foltern sterben.

Don Juan.

Du bist ein Thor. Er gleicht einem, der mir auf Erden am theuersten ist ꝛc. — Wo bist du her?

Isabelle.

Siehst du's nicht? Ich bin ein Spanier! —

Don Juan.

Woher?

Isabelle.

Aus Barzellona.

Don Juan.

Es ist billig, daß wir dich ehren.

Isabelle.

Ich küsse deine Füsse, General! Glaub's, ich bin kein Spion. Ich diente vielmehr dem Grafen Enrique, deinem Vater.

Don Juan.

Kanntest du meine Mutter?

Isabelle.

Ja, Señor!

Don Juan.

(Für sich.) Arme Mutter! — Wo wolltest du hin? —

Isabelle.

Nach Spanien.

Don Juan.

Gebt ihm den Degen! — Du sollst mein Begleiter seyn.

Isabelle.

Da du noch sehr klein warst, begleitete ich dich neun Monate.

Don Juan.

Dieß sey die Vergeltung dafür.

Isabelle.

Wüßtest du, welche du mir schuldig bist!

Don Juan.

Wie das? —

Isabelle.

Ich hab' dich auch erzogen, ehe du mich noch kanntest. Nun mußt ich kommen, um dir meine Liebe dadurch zu zeigen, daß ich dein Soldat würde. — Gieb mir zu einem gewissen Geschäft Urlaub.

Don Juan.

Geh! (Isabelle ab.)

Capitain.

Ein artiger Jüngling!

Don Juan.

Wär' meine Mutter nicht todt; so schwör' ich, dieser ihr Schatten wär' sie.

Dreyzehnte Scene.

Der Graf von Barzellona kommt, nebst Cle- nardo; Enrique gefesselt, mit Wache.

Graf.

Dieser Ehrlose ists, Don Juan, der um zu regieren, das beste Weib, deine schöne und hei- lige Mutter mordete.

Don Juan.

Vater! nie hätte ich geglaubt, daß ihr das thun würdet.

Enrique.

Sohn! man zwang mich.

Don Juan.

Wer kann den freyen Willen zwingen?

Enrique.

Ich ward als Mensch gebohren — und konnt also fehlen.

Don



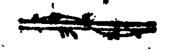
Don Juan.

Vater! du hast meine schöne, meine gute Mutter getödet, um die Infantin zu heyrathen. Wie kannst du dies entschuldigen? Du warfst sie ins Wasser und dachtest, ein solch Verbrechen mit so vielem Wasser abzuwaschen. — Aber was Blut befleckt hat, kann nur Blut reinigen. Blut fordert es. Aber, Großvater! nicht dessen Blut darf vergossen werden, der mir das Leben gab! — (Er kniet.) Großvater! Im Namen meines Vaters, des Grafen, appellire ich von dieser ungerechten Sentenz, kniend an das Tribunal eurer Gnade! — Meine Mutter ist todt, Señor; stirbt mein Vater auch, so wird der Gram mich tödten! —

Enrique.

(Don Juan aufhebend und umarmend.) Bitte nicht für mich, Sohn! Du vergrösserst dadurch meine Schuld. Tödtet mich, Señor! Ich appellire nicht, denn ich bin schuldig. Haut diesen Kopf ab, er ist höher, und wird zuerst fallen, und ihr werdet sehen, daß euer Schwerd über Don Juans Haupt wegfährt, ohne ihn zu verletzen; denn er ist unschuldig.

Graf.



Graf.

Wie kann ich so dich tödten? Du hast dich gerettet und in eine Vestung geworfen, da du dies Kind in deine Arme nahmst! — Halt' ihn fest, denn diese Umarmung hat dich vertheidigt ꝛc. Um den Zorn zu besänftigen, muß man sein Gesicht im Spiegel sehn. — Ich habe mich gesehen; und also straf ich dich nicht. Mein Enkel ist mein Spiegel, du Enrique, der Rahmen. Wollt' ich darauf bestehen, dich zu zerschlagen, so würd ich auch den Cristall in Gefahr setzen. — Ich gehe also! — (ab.)

Enrique.

(Ihm nach) Señor! Warum geht ihr? — — Tödtet mich, ich beleidigte euch! (Zu Don Juan) Sohn, umarme mich! —

Don Juan.

Zurück! Denn, wenn mein Großvater abwesend ist, bleibt dein Feind in mir gegenwärtig. —

Enrique.

So tödte du mich! Denn du zerreiß'st mein Innerstes — und kein Todt ist so fürchterlich, als diese Worte.

Vierzehnte Scene.

Isabelle kommt. Don Juan befiehlt dem Capitain heimlich, Enriquen durch den fremden Spanier, Isabellen nämlich, bewachen zu lassen ꝛc. damit dessen Aehnlichkeit mit seiner Mutter ihm die ganze Schwere seines Verbrechens fühlen lasse.

Er geht; — der Capitain befolgt seinen Auftrag, und geht auch.

Funfzehnte Scene.

Isabelle und Enrique allein.

Ein sehr rührender Auftritt; den ich besonders, wegen der darinn vorkommenden abgebrochenen Reden, die, wie Cronegk mit Recht bemerkt, in der Vorstellung so trefliche Würkung thun, beynahe ganz übertrage.

Isabelle.

Wer bist du?

Enrique.

Siehst du's nicht? Ein Mensch, den das Glück von dem höchsten Gipfel zu deinen Füssen stürzte ꝛc.



te ꝛc. — Mit Einem Wort, ich bin Graf Enrique, der Isabellen tödete! — Aber du, Spanier, den man mir zur Wache gab! Bist du etwann Isabellens Schatte? Wo hast du dieses Gesicht geraubt? Bist du etwan des Grafen ältester Sohn? Mein Schwager?

Isabelle.

Enrique, den Mörder eines Unschuldigen verfolgt immer das Bild des Ermordeten. Ich scheine dir deiner Frau zu gleichen, weil immer dein Verbrechen dir vor Augen schwebt. — Aber warum tödetest du deine Gattin? War sie dir untreu? Beleidigte sie dich?

Enrique.

Sie war eine Heilige! Nur ein König konnte mich dazu zwingen. Ich bereute es, vergütete es dadurch, daß ich nicht heyrathete, und verlohr den Verstand.

Isabelle.

Du hast dich nicht vermählt?

Enrique.

Nein! —

Isa-

Isabelle.

Du hast wohl gethan; denn ich weiß, ein Anderer hat die Infantin entehrt.

Enrique.

Wer?

Isabelle.

Herzog Oktavio wars!

Isabelle biethet ihm darauf die Freyheit an; Er weigert sich. —

Isabelle.

Geh Graf!

Enrique.

Befiehl mirs nicht!

Isabelle.

Ist Freyheit nicht besser? —

Enrique.

So unglücklich, und sich das Leben wünschen, wär' Thorheit! — Es beunruhigt mich mehr,

daß

daß du, der du Isabellen gleichst, die mir tausendmal das Leben gab, mich bedauerst.

Isabelle.

So willst du nicht gehen?

Enrique.

Ich kann nicht! —

Isabelle.

Was willst du denn?

Enrique.

Sterben!

Isabelle.

Warum?

Enrique.

Mein Verbrechen zu büßen.

Isabelle.

Du büßest's schon.

Enrique.

Ich hab' keine Entschuldigung.

Isabelle.

Du hasts!

Enrique.

Weiß keine!

Isabelle.

Gott verzeiht.

Enrique.

Gott straft!

Isabelle.

Dem Reuigen verzeiht er.

Enrique.

Das bin ich!

Isabelle.

So geh', Enrique!

Enrique.

Nein, wenn auch die ganze Welt mich verfolgt.

Funfzehnte Scene.

Nun der letzte Auftritt, in dem sich der Knoten entwickelt. — Der Graf von Barzellona, Don Juan, Dionysie, Clenardo, Oktavio, Markes Fabio, Celinde und alle Uebrige erscheinen.

Isabelle übernimmt Enriquens Vertheidigung; sie fordert den heraus, der behauptet, daß er die Infantin entehrt habe, und erzählt: daß sie an des gefangenen Enriquens Statt sich in ihr Zimmer geschlichen, und ihr den Ring gegeben habe.

Der Ring führt Oktavio's Wappen, und nun entdeckt sichs, daß ers war. — Dionysie und der König willigen drein, daß der Herzog mit jener verbunden wird.

Nun fordert Don Juan Oktavio heraus. Er nimmts wegen seiner Jugend, und dann auch des Grafen Ausforderung, wegen seines Alters, nicht an. Auch Enrique fordert ihn; allein weil er ein Gefangener ist, schlägts Oktavio ebenfalls aus. Jetzt tritt Isabelle vor. Diese Ausforderung nimmt Oktavio an. — Er verlangt aber vorher die Ursache zu wissen. — Weil du Ursache bist,

(sagt Enrique) daß die Welt Isabellens Tod beweint! —

Wenn ich sie euch aber lebend gebe? — Versetzt Oktavio. Und nun entdeckt er, daß es der fremde Soldat ist — und erzählt, wie er Isabellen errettete.

Nun Freude über Freude!

Der Graf.

Tochter!

Isabelle.

Señor!

Don Juan.

Mutter!

Isabelle.

Mein Geliebter!

Enrique.

Weib!

Isabelle.

Enrique!

Der treue Fabio wünscht ihnen Glück — und Enrique umarmt ihn.

Nun schleppt man noch Polibio, den Begleiter, den Oktavio Isabellen mitgegeben hatte, gefangen her.

Celinde soll mit Fabio verbunden werden. Dionysie entdeckt, daß sie von Oktavio eine Tochter habe, und diese wird, nebst dem Königreich Irrland, dem jungen Don Juan bestimmt. Polibio will noch reden. „Jetzt nicht;„ antwortet ihm Enrique; „denn hier endet sich der „schmerzliche Zwang!„

Ueber
das Schauspiel:
der schmerzliche Zwang.

Unter so vielen Aehnlichkeiten, welche Lope de Vega mit Shakespeare hatte, ists keine der geringsten, daß er, wie dieser, sehr oft seinen Stoff aus Landes-Chroniken, Volksmährchen und Liedern holte, und vortreflich zu benutzen wußte. Offenbar hat er den zu diesem Stücke aus einem alten Volks-Romanzen, den ich im Cancionero de Romances, unter dem Titel, Romanze vom Grafen Alarcos und der Infantin Solisa, finde, genommen. Hier ist er.

Romanze vom Grafen Alarcos und Infantin Solisa.

Erster Theil.

Immer lebte die Infantin
Eingezogen, wie sie pflegte;

Mißver-



Mißvergnügt sah sie die Blume
Ihres Lebens traurig welken,
Weil der König keine Sorge
Sie nun zu vermählen trug.
Bey sich dacht sie, bey sich sprach sie,
Wem sie sich entdecken möchte;
Bald beschloß sie selbst, dem König'
Ihr Geheimniß, ihren Vorsatz,
Wie sie sonst that, zu vertrauen.
Bald geruffen kam der König,
Sah sie einsam und alleine;
Sah ihr schön Gesichte trüber
Als gewöhnlich, und erkannte,
Daß sie schweres Leiden trug. —
Was, Infantin! was ist dieses?
Sag, was ist dir, liebe Tochter?
Laß Melancholey dein Leben
Nicht beherrschen, sag mir Wahrheit,
Und ich will dir helfen bald. —
Nöthig, nöthig ists, Herr König!
Für mein Leben nun zu sorgen,
Wie die Mutter, die ich hatte,
Mich dazu euch anbefohl.

Wollt vermählen mich, Herr König!
Weil mein Alter es nun fodert.
Ich begehr mit Schaam es von euch,
Nicht aus Lust, die mich verführte;
Sondern, weil dafür die Sorge,
Euch, Herr König, zugehört. —

Ihr Begehr vernahm der König:
Tochter, sprach er, dein alleine
Ist daran die Schuld, nicht meine.
Wärst du nicht schon längst vermählet
Mit dem Prinz aus Ungarlande,
Hättst du seine Bothschaft an dich
Freundlicher nur angehöret.
Aber hier an meinem Hofe
Ist unmöglich dein Begehr;
Denn in allen meinen Reichen
Ist dein gleichens nirgends Einer;
Ausser dem Graf von Alarcos,
Der schon Weib und Kinder hat. —
Ladet ihn, den Graf Alarcos,
Ladet ihn zu Gast, Herr König.
Und wenn ihr die Tafel hebet,



Fragt ihm dann von meinetwegen,
Ob er wohl des Schwurs gedenke,
Den er unbegehrt mir thate,
Mich getreu sich zu vermählen,
Und zu seyn mein Ehgemahl?
Sagt ihm, daß ich deß zufrieden
Wohl gewesen, und noch immer
Mich es nicht gereuen lasse.
Sagt ihm, daß er wohl bedenke,
Was für Untreu er begangen,
Daß zu seinem Ehgemahle
Er hernach die Gräfin nahm;
Und ich doch um seinetwillen
Nimmer mich vermählet hätte
Mit dem Prinz aus Ungarland. —

Als der König dies vernommen,
Kam er fast von seinen Sinnen,
Und versetzt' im hohen Zorne:
Sind das jene guten Lehren,
Wie sie dir gab deine Mutter?
O wie schlecht, Infantin! sorgtest
Du für dein und meine Ehre!

 Ist

Ist dies alles wahr, so hast du
Ehr und Tugend baar verlohren.
Kannst auch nimmer ihm vermählt seyn,
Weil die Gräfin ist am Leben.
Wollt ich auch mit Fug und Rechte
Seine Ehe trennen, und ihn
Dir vermählen, würd'st du dennoch
In den Augen alles Volkes
Schlecht und ehrlos immer seyn.
Rathe Tochter, rath mir selber,
Denn jetzt fehlt mir guter Rath;
Und, ach! todt ist deine Mutter,
Die ich immer fragt' um Rath! —

Will euch geben Rath, Herr König!
Hätt' ich dessen noch so wenig.
Mag der Graf die Gräfin heimlich
Tödten, daß es niemand wisse;
Und dann heißt's, an einer Krankheit
Sey sie plötzlich hingestorben;
Und dann könnt ihr mich vermählen,
Als wär nichts zuvor geschehen.
So allein, Herr König, könnte
Meine Ehr' gerettet seyn. —



Traurig gieng der König fürder,
Voller Unmuths, den er hatte,
Voll unruhiger Gedanken,
Ob der Mähr, die er vernommen,
Sah den Graf Alarcos stehen,
Und mit andern Rittern reden. —
Ritter, sprach der Graf, was nutzt es,
Damen lieben und hofieren,
Wenn man nicht beständig ist?
Alle Liebe geht verlohren,
Der es an der Dauer fehlet.
Von mir kann man dies nicht sagen.
Dient ich einer Dame jemals,
Lieb ich sie gewiß jetzt höher.
Wahrer könnt ihr von mir sagen;
Treue-Liebe spät vergißt! —

Während deß' sah er den König,
Und gieng ihm fortan entgegen. —
Graf, ich lad euch, sprach der König,
Freundlich und nach Hofes Sitte,
Lad euch morgen mir zu Gaste! —
Wohl, Herr König; es geschehe

Euer

Euer Wille, und ich küsse
Eure königlichen Hände,
Daß ihr morgen mich aufhaltet,
Ob ich gleich war reisefertig,
Weil die Gräfin mich erwartet. —

Andern Tages, als der König
Aus der Messe war gekommen,
Setzt er sich alsbald zur Tafel,
Nicht aus Lüsten, sondern weil er
Mit dem Grafen sprechen wollte.
Köstlich wurden sie bedienet,
Wie es Königs Tafeln ziemet.
Als sie hatten abgespeiset,
Alle waren weggegangen,
Blieb der König ganz alleine
Mit dem Grafen an der Tafel,
Und begonn zu ihm fortan: —
Graf! ich habe neue Mähre,
Thut mir aber nicht gefallen.
Deß' muß ich mich hoch beklagen,
Ueber eure Ungebühre.
Ihr habt der Infantin theuer,

Ohne daß sie es begehrte,
Hochgelobet und versprochen
Stets zu seyn ihr Ehgemahl.
Und sie, dessen wohl zufrieden,
Hat euch, da ihr anders thatet,
Euch doch dessen nicht geziehen,
Noch auf euer Wort gedrungen.
Aber jetzt gebieth ich, Graf! euch,
Mög es euch auch noch so schmerzen,
Daß ihr stracks die Gräfin töbtet,
Meiner Ehr' genug zu thun.
Sagt, sie sey an einer Krankheit
Oder Zufall schnell gestorben;
Und dann sollt ihr euch vermählen,
Als ob nichts vorher geschehen;
Damit nicht entehret werde
Meine Tochter, die so liebte! —

Als der Graf dieß hätt' vernomen,
Sprach er: ich vermag nicht läugnen,
Was euch die Infantin sagte.
Alles, alles ist die Wahrheit,
Was sie thut von mir begehren.

Aber

Aber bloß für euch, Herr König,
Nahm aus Furcht ich nicht zum Weibe,
Der ich Wort und Treu gegeben.
Eure Hoheit, dacht' ich, würde
Nimmer, mich mit der Infantin
Zu vermählen mir erlauben.
Gern will ich mein Wort erfüllen,
Will mich noch mit ihr vermählen;
Doch die Gräfin werd' ich nimmer
Tödten, da sie nichts verbrochen;
Und die Unschuld muß nicht sterben. —
Sterben muß sie, Graf! es muß seyn,
Daß ich meine Ehre rette;
Weil ihr nicht zuvor bedachtet,
Was ihr doch bedenken solltet.
Wenn ihr nicht die Gräfin tödtet,
Soll euch's Guth und Leben kosten.
Müssen für der Könige Ehre
Nicht oft Viele schuldlos sterben?
Drum so sterbe auch die Gräfin,
Da dieß kein groß' Wunder ist. —
Nun wohlan, ich will sie tödten;
Will auf Eu'r Geheiß, Herr König!

Diese schlimme That thun, aber
Mein sey diese Blutschuld nicht!
Ihr alleine müßt bey Gotte
Im Gerichte dafür stehen.
Ich versprech's auf Ritter-Ehre,
Daß ich will die Gräfin tödten,
Ob sie gleich nichts hat verbrochen.
Gebt mir Urlaub, und ich reise
Ohn Verzug noch heute ab. —
Lieber Graf, geht sonder Weilen,
Geht und ordnet eure Reise.

Zweeter Theil.

Weinend zog der Graf von dannen,
Weinend, ohne Muth und Freude;
Weinend über seine Gräfin,
Die er mehr als sich geliebet;
Weinend dreyer Söhne wegen,
Die mit ihr gezeugt er hatte.
Einer war noch an der Brust,
Den die Gräfin selber säugte,

Weil er von drey Ammen keine
Annahm, als nur seine Mutter.
Eh' noch kam der Graf nach Hause,
Sprach er traurig zu sich selber: —
O wie kann ich, liebe Gräfin!
Freudig dein Gesichte sehen,
Wenn du jetzt zum letztenmale,
Und am Ende deines Lebens
Froh mich zu empfangen kommst?
Ich alleine bin Verbrecher;
Und die Schuld ist ganz mein eigen! —

Indem kam die Gräfin eilig
Ihm vom Hause schon entgegen,
Denn ein Page hätt's gemeldet,
Daß der Graf ankommen thäte.
Und nun sah die Gräfin ihren
Graf in Traurigkeit versunken,
Seinen Blick zur Erd' geheftet,
Seine Augen voller Thränen: —
Sey willkommen, theures Leben!
Sprach sie: sag, ach sag, was ist dir?
Warum weinst du so, Geliebter!

Und

Und kommst so entstellt zurücke!
Warlich, ich thät dich nicht kennen!
Denn dies ist nicht dein' Geberde
Und Gesicht, wie es sonst war!
Theil mit mir jetzt deinen Kummer,
Wie du sonst die Freuden theiltest;
Sag mir's lieber Graf behende,
Tödte mich nicht durch Verzug. —
Gräfin! ja, ich will dir's sagen,
Wenn es Zeit und Stunde ist. —
Graf, wenn du mirs nicht entdeckest,
Komm ich vor Verlangen um —
Laß mich; quäle mich nicht, Liebe!
Noch ist nicht die Stunde kommen;
Laß uns bald zu Abend essen,
Von dem, was zu Hause ist. —

Angethan erscheint der Graf nun,
Wie er sonst zu gehen pflegte;
Setzte traurig sich zu Tische,
Seine Kinder an der Seite,
Die er hoch und innig liebte;
Mocht' nicht essen, konnt' nicht essen,

Warf den Kopf in seine Arme,
That als ob er schlafen wollte,
Aber seiner Augen Thränen
Ueberflossen ganz den Tisch;
Und die Gräfin, die das sahe,
Ob sie gleich deß' Grund nicht wußte,
Fragt ihn nicht, weil sie's nicht wagte.
Stracks stund auf der Graf, und sagte,
Daß er wolle schlafen gehen.
Auch die Gräfin sagt desgleichen,
Daß sie wolle schlafen gehen.
Aber Wahrheit treu zu sagen,
Beyden war kein Schlaf gekommen.
Graf und Gräfin giengen fürder
In die Kammer, wie gewöhnlich,
Liessen doch die Knaben aussen,
Weil der Graf sie nicht drinn wollte;
Nur den kleinsten sie mitnahmen,
Weil die Gräfin ihn noch säugte.

Nun verschloß der Graf die Kammer,
Das zu thun er nie sonst pflegte,
Und begonn mit Schmerz und Jammer

So zu reden — Arme Gräfin!
Groß und schrecklich ist dein Unglück! —
Nein, Graf! ich bin nicht unglücklich;
Ich hielt mich für glücklich immer;
Denn daß ich dein Weib bin, ist mir
Ewige Glückseligkeit! —
O wenn du dein Unglück wüßtest,
Und daß eben dies es wäre!
Wisse dann, daß der Infantin
Ich vordem mit Ernst hofierte,
Und sie sehr und heimlich liebte.
Ach zu dein' und meinem Unglück
Hab' ich ihr die Eh' gelobet;
Und sie, die es angenommen,
Thut anjetzt, nach Wort und Schwüre,
Mich zum Ehgemahl begehren,
Welches sie nach Fug' und Rechte,
Leider! mir zum Unglück kann.
Mir hats angesagt ihr Vater,
Der es von ihr selbst erfahren.
Aber mehr noch will der König,
Das mich in der Seele schmerzet.
Sterben sollst du, Gräfin! sterben,

 Hat

Hat er grausam mir gebothen;
Weil er nicht bey Ehren bliebe,
Wenn du noch am Leben wärest. —

Kaum vernahm die Gräfin dieses,
Fiel sie todt zur Erden nieder;
Als sie aber sich erholet,
Brach sie bitter klagend aus: —
Ist dies Lohn der treuen Liebe,
Graf, mit der ich dir gedienet?
Wenn du mich nicht tödten wolltest,
Graf, so will ich Rath dir geben;
Schick mich heim in meine Länder,
Daß mein Vater mich aufnehme.
Deine Kinder will ich besser,
Als die nach mir kommt, erziehen;
Und die ewge Treu' und Liebe
Dort, wie stets bisher, erhalten. —
Sterben mußt du, Gräfin! sterben,
Sterben, eh der Tag noch anbricht! —
Wohl, nun seh ich, Graf Alarcos,
Daß ich nur allein noch lebe;
Denn mein Vater alt ist kraftlos,

Meine Mutter ist gestorben,
Und den Grafen, meinen Bruder,
Ihn, den edlen Don Garcia,
Hat der König morden lassen,
Weil er feig für ihm sich furchte!
Minder schmerzt um meinetwillen
Mich mein Todt, denn sterben muß ich,
Als von wegen meiner Kinder,
Denen man die Mutter raubet.
Laß sie, laß sie Graf mir kommen,
Und sie auch mein Scheiden sehen. —
Nein, du wirst sie nimmer sehen!
Jetzt umarme noch den Kleinen,
Denn der ist's, der dich verliehret.
Schmerzlich, Gräfin, ach! bedauren
Kann ich dich nur, und nicht rathen,
Denn es würde mehr als Leben
Kosten mich, wollt' ich es wagen.
Jetzt befiehl dich Gottes Gnade,
Dies allein kannst du noch thun. —
Laß mich, lieber Graf, noch sprechen
Ein Gebet zu meinem Heile! —
Sprich es hurtig, sprich es Gräfin,

Eh' es noch beginnt zu tagen! —
Bald will ich's gesprochen haben;
Kurz ist's, wie ein Ave Maria. —
Hin warf sie sich auf die Knie,
Und begonn also zu beten: —
Herr in deine Händ' befehle
Ich anjetzo meine Seele!
Richte nicht nach meinen Sünden
Mich, und wie verdient ich habe,
Sondern nur nach deiner Güte,
Und der gränzenlosen Gnade! —
Mein Gebet ist nun vollendet,
Lieber Graf, und ich befehle
Unsre Kinder dir getreulich.
Bitte Gott für mich, so lange
Du noch thust auf Erden leben;
Denn dazu bist du verpflichtet,
Weil ich ohne Schuld muß sterben.
Gieb den Kleinen mir, ach! daß ich
Ihn zum Lebewohl noch säuge! —
Gräfin, nein, sollst ihn nicht wecken,
Laß ihn, laß ihn ruhig schlafen;
Und nun wollst du mir verzeyhen.

Denn

Denn schon nahet sich der Tag. —
Dir verzeyh ich, Graf, aus Liebe,
Die zu dir ich immer trage;
Nicht dem Könige, nicht seiner
Bösen Tochter, der Infantin.
Diese fordre ich vor Gottes
Richterstuhl in dreyßig Tagen! —

Während deß' der Graf behende
Warf ein Tuch ihr um die Kehle,
Zog es fest mit beyden Händen;
Ließ nicht nach, so lang er Zeichen
Noch von Leben an ihr merkte.
Als er sie nun todt und leblos
Liegen sahe, zog er hurtig
Ihr die Kleider aus, und legte
Sie ins Bette, wie gewöhnlich,
Auch legt er sich selbst entkleidet
Zu ihr hin. Bald springt er wieder
Auf, und rufet seinen Leuten. —
Kommt zu Hülfe meine Pagen,
Kommt zu Hülfe meine Knappen,
Denn die Gräfin will verscheiden! —

Alle die zu Hülfe kamen,
Finden schon die Gräfin todt.

Und so starb die edle Gräfin
Ohne Schuld und ohn Verbrechen;
Aber binnen dreyßig Tagen
Starben auch die Andern alle.
Zwölfe waren kaum verflossen.
Da verschied schon die Infantin.
Nach ihr folgte bald der König.
Starb am fünf und zwanzigsten;
Und am dreyßigsten fand endlich
Auch der Graf sein Lebens-Ende.
Rechenschaft sie geben mußten
Nun vor Gottes Angesichte.

Geb uns Gott hier seine Gnade
Und dort ewge Seligkeit.

Hieraus nahm also Lope seinen Stoff zu diesem Stücke, das so wesentliche Schönheiten als Fehler hat. Der Romanze endet tragisch, Lope frölich. Einleitung und Nebenpersonen schuf sich Lope

Lope selbst dazu. Aller anscheinenden Verwickelungen und auffallenden Unwahrscheinlichkeiten ungeachtet, hat das Stück doch eine sehr wichtige Oekonomie, ungezwungene Schürzung und Lösung des Knotens, und die Begebenheiten sind so geordnet, daß sie sich leicht auseinander entwickeln, und die Quelle mannichfaltiger Schönheiten werden. Unter einem Schwall von Phöbus, von originell spanischen Antithesen, Wort- und Gedanken-Spielen, und verschnörkeltem Witz, liegt oft ächte Sprache der Natur und wahre Darstellung. Der Dialog ist so oft stark, männlich und gedrängt, als matt und schleppend. Kurz, das ganze Stück hat bey allem Fehlerhaften des damaligen Geschmacks, jener Verhältnisse, Zeiten und Sitten, doch immer das reine Gepräg des grossen Genies und des Kenners menschlicher Herzen und ihrer geheimsten Leidenschaften.

Dem Spanier ist's bekanntlich bey seinen dramatischen Compositionen mehr um Begebenheiten, Intrigue und Verwickelung, als um Charakteren-Mahlerey zu thun. Und doch wird man nicht leicht ein Produkt der spanischen Bühne finden, worinn die Charaktere fast durchaus so richtig gezeichnet

und gut gehalten wären, als dies. Eine kleine Analyse soll dies zeigen.

Graf Enrique, der Hauptcharakter, ists, den ich dazu wähle, weil gerade an ihm Lope seine Meisterhand am meisten zeigte. Er stellt ihn uns dar, als den Verbrecher, nicht, den wir hassen, verfluchen, sondern den wir beklagen und bemitleiden müssen; als Held, der noch Mensch ist, als Mensch fällt, und seinen Leidenschaften unterliegt; kurz, als ein wahres tragisches Subjekt.

Anfangs ist's wahrscheinlich mehr Liebe, als Plan auf die Krone von Irland, die ihn treibt, bey der Infantin auf die nächtliche Zusammenkunft zu bringen. Er erschrickt, da er nachher hört, daß ein Andrer bey ihr gewesen. Aus Liebe und Eyfersucht verräth er sich gegen die Infantin, daß er nicht bey ihr war (Akt 1. Sc. 20.), und verstellt sich hernach wieder, da Verwirrung und für ihn Gefahr daraus entsteht, um nur Dionysien wieder zu beruhigen. Eyfersucht, Verdruß über die Zerrüttung seines Plans auf die Krone, und Furcht für dem Könige, im Fall es entdeckt würde, treiben ihn fort nach Spanien; denn er sieht,

sein

sein Nebenbuhler habe gesiegt, und für ihn sey keine Hoffnung mehr. „Ich will nun, sagt er (Scene 22.), alle meine Hoffnungen in den Wind schlagen, denn auch die sicherste trügt.„ Seine augenblickliche Abreise macht auch, daß die Infantin nicht ihren Vater fragt, und die Sache unaufgeklärt bleibt.

Graf Enrique ist nun in Spanien, hat seine alten Aussichten und Hoffnungen vergessen, und sich glücklich verheyrathet. Sein Herz ist groß, edel, und Liebe fähig. Er liebt Isabellen wirklich; aber er ist Mensch, und hatte ehedem Hoffnung zu einer Krone.

Er kommt nach Irland zurück; erfährt, daß die Infantin noch unverheyrathet sey; ihn sogar noch liebe; seiner Verheyrathung wegen in Schwermuth und Wahnsinn gerathen, und der Betrug jener Nacht noch nicht entdeckt sey, (Akt 2, Sc. 1.). Er wird unruhig, und sein alter Plan auf Irlands Thron erwacht wieder. Noch gesteht er sich's vielleicht selbst nicht. Sogar des Königs Wuth (Scene 3.) nach Dionysiens Entdeckung begünstiget ihn. Er sieht, er kann den Irrthum, daß er Diony-

Dionysiens Gunst genossen habe, benutzen; und hütet sich, ihn zu entdecken.

Hier beginnt sein Verbrechen und Seelenkampf zwischen Ehrgeitz und Liebe zu Isabellen. Entdeckt er den Irrthum, so ist er um Reich und Krone; opfert er aber Isabellen auf, so ist er König.

Der König legt ihm (Scene 6.) den Fall, den er wohl merkt, unter fremden Namen vor, und er spricht sich selbst, verstellt, und Isabellen das Todes-Urthel.

Ein Charakter, wie Enrique, ist solch einer Missethat nur im Augenblick des höchsten Taumels der Leidenschaften fähig. Ueberdacht sie thun wär Verruchtheit; und dies würde des Grafens Charakter zur Lüge machen. Es ist ein Zug von Lope's Meisterhand, daß er gerade Enriquens Seele diesen Uebersprung von Tugend zum Laster, von Liebe zu Mord, in dem Augenblicke thun läßt, wo ihre Imagination am höchsten gespannt ist, und der entscheidende Schlag geschehen muß. Selbst dies, daß der König ihm Einwürfe wegen des schuldlosen Opfers macht, und der Graf seinen

Aus-



Ausspruch, da er nun einmal zum Durchbruche kommen ist, durch Gründe behauptet, und sein eignes Ultimat: „wär ich König, der Mensch müßte mir sein Weib tödten; ich vermählte ihn mit meiner Tochter; und dann sollt' er wegen des Mords nachher gehörige Pönitenz thun;" setzen seinen Charakter und Plan in's hellste Licht. Selbst seine Aeusserungen gegen den König, zu Ende der Scene 6, und in der Scene 8 gegen Fabio, nachdem der König ihm entdeckt, daß er sich selbst das Urthel gesprochen habe, ist noch Verstellung, denn noch dauert sein Plan und Entschluß. Vielleicht sinds auch schon die ersten Vorgefühle der Reue über seinen Schritt.

Nun da es (Sc. 10) zur Ausführung kommt, er sich wieder in Isabellens Gegenwart befindet, geht seine Unruhe, sein Seelenkampf an. Selbst dies, daß Fabio, dem der Graf sich doch nicht ganz anvertraut hat, Isabellen ihr grausames Schicksal ankündigen muß, ist ein höchstcharakteristischer Zug. Er schwankt immer zwischen sinnlicher Rührung und Grausamkeit; ja aus Schwachheit und Angst sucht er selbst die That zu beschleunigen. Er wird weich, bekommt Gewissensbisse,

und

und gesteht Isabellen sogar, daß er die Ehre der Infantin nicht geraubt habe. Durch die Ankunft der Kinder wird er so sehr gerührt, daß er, wenn kein andres Mittel ist, mit ihr sterben will. Er sinkt aber wieder zurück, und jammert über den grausamen Befehl des Königs, der ihm keinen Ausweg lasse. Nun faßt er (Scene 11) wieder Muth zu seiner That in einer Art von Wuth; wird aber wieder weich (Scene 12) und kann sie nicht vollbringen; bis endlich Fabio den Ausweg mit dem lecken Kahne vorschlägt, den er auch annimmt. Noch siegt sein Plan, und sein bisheriger Kampf zeigt nur, daß er gefallner Edler, nicht aber verruchter Verbrecher sey.

Aber Isabelle ist nun fort. Es reuet ihn wieder. Die Liebe zu ihr erwacht mit Gewissensbissen, da selbst Dionysie seine That mißbilligt. (Scene 14.)

Nun unterliegt er den Folgen seiner Missethat, (Akt 3. Scene 1. 2.) Dionysiens Liebe zu ihm ist lau worden; er hat seinen ganzen Plan aufgegeben; er ist in eine schwere Gemüthskrankheit gefallen; er raset; macht dem Könige bittere Vorwürfe,

würfe, und bekennt ihm und ihr, daß nicht er, sondern ein Andrer jene Nacht bey der Infantin war. Sein ganzes Gefühl ist nur schmerzliche Reue seiner That. Der König und Dionysie glauben sein Geständniß nicht (Scene 5); daher auch hernach kommt, daß Isabelle, durch Herzog Oktavio's Geständniß und den Ring seine Unschuld zu beweißen glaubt.

Aber warum ließ sich Enrique, vom Könige zu einer That, die ihn jetzt so sehr peinigt, so leicht bringen? — Die Krone war die Klippe, woran er scheiterte. Sein Plan darauf, obgleich er ihn nicht laut gesteht, schimmert doch immer durch. Ehrgeitz und menschliche Schwachheit war es, die ihn in einer unglücklichen Stunde fallen machte; ihn den sonst edlen und tugendhaften Mann; den es auch jetzt darum so tief beugt.

Das meiste Licht über des Grafen dunklen Plan giebt der alte Graf von Barzellona, (Scene 13) indem er ihm seinem Enkel mit den Worten bringt: „dieser Ehrlose ists, Don Juan, der, um zu regieren, deine Mutter mordete;„ und indem Don Juan seinem Vater darüber Vorwürfe macht, ant-

wortet

wortet dieser: „Sohn, ich war ein Mensch, und konnt' also fehlen.„

Isabelle muß übrigens, wenigstens bis gegen das Ende, nichts von Enriquens Plane auf die Krone ahnden, sondern glauben, er habe sich bloß durch die Drohungen des Königs, und weil kein Mittel mehr zu entfliehen gewesen sey, zu dem Entschlusse, sie aufzuopfern, bringen lassen; weil das Stück sich nicht tragisch enden soll.

F. J. B.

II.

II.

Die Teufel
aus
der Kohlenkammer,

Posse
in einem Akte,
von
Cervantes.

Personen:

Pankrazio. Ein alter Spießbürger.

Leonarda. Seine Frau.

Christine. Magd.

Gevatter Leoniso. Pankrazio's Freund.

Carraolan. Ein fahrender Student.

Reponce. Küster im Orte.

Meister Niklas. Barbier.



Die Teufel aus der Kohlenkammer.

Erster Auftritt.

Pankrazio. Leonarda. Christine.

Pankrazio.

Nu stille, stille nur, mein Liebchen! Trockne dir die Thränen ab, und gieb dich doch zufrieden. Vier Tage sind ja eben kein Jahrhundert; und länger als vier, höchstens fünfe bleib' ich dir sicher nicht aussen, wenn mir Gott das Leben schenkt.

Leonarda.

(Weint und schluchzet heftig.) Ach! — ach — ach!

Pankrazio.

Doch — wenn ichs recht bedenke, könnt ich auch, um dir nicht wehe zu thun, mein Wort zurücke nehmen, und 's mit der Reise seyn lassen.

Meine Schwester kann wohl Hochzeit machen, auch ohne daß ich dabey bin.

Leonarda.

Nein, nein, ums Himmelswillen, lieber Mann, das kann ich nicht; das will ich nicht, daß du um meintwillen unhöflich seyn sollst. Geh' in Gottes Namen, und halte dein Versprechen; denn 's ist eine nothwendige Freundschafts-Pflicht. Ich will mein Leiden mit Gedult tragen, und schon sehn, daß ich mir die Zeit in meiner Einsamkeit, so gut ich kann, vertreibe. Aber hörst du, lieber Pankrazio; denk' auch ans Wiederkommen, und bleib mir ja nicht über die Zeit aussen. Ich gäb mich gewiß nicht zufrieden. — Ach Christine, halt mich; es wird mir schlimm! (Sie fällt in Ohnmacht.)

Christine.

Ach wenn doch die verwünschte und vermaledeyete Hochzeit beym Guckuck wäre! Da haben wir's nun! Nein, mein Treu, Herr Pankrazio, wenn ich wie Sie wäre, ich gieng nun und nimmermehr hin.

Pankrazio.

Geschwinde Tienchen, spring 'schwinde hin und hol' ein Glas Wasser, daß wir sie im Gesicht' anstreichen können. — Doch, halt; warte nur; ich will ihr ein Paar Worte ins Ohr sagen, die ich weiß; und die helfen bey Ohnmachten sonst gleich. (Er sagt Leonarden was ins Ohr, und sie erholt sich wieder.)

Leonarda.

Ach! — Gut! Da's nun einmal nicht zu ändern ist, so muß ich mich in Gedult fassen, lieber Schatz. Je länger du dich also noch säumst, je mehr verzögerst du meine Freude. Gevatter Leonisio erwartet dich gewiß schon in der Kutsche. Geh' in Gottes Namen, liebes Männchen, und komm mir so bald und so glücklich wieder, als ich wünsche.

Pankrazio.

Aber, lieber Engel, siehst du, wenn dir's nur den geringsten Spaß macht, daß ich da bleibe, so geh' ich dir nicht einen Nagel breit von der Stelle.

Leonarda.

Nein, nein; bewahre der Himmel! Dein Wille, mein Täubchen, ist mein Wille; und jetzt ist

 mir's

mir's unendlich lieber du gehst, als du bleibst; denn deine Ehre ist auch meine Ehre.

Pankrazio.

O du Spiegel aller Weiber!

Christine.

Ja, meiner Six! wenn alle Weiber ihre Männer so lieb hätten, als meine Frau ihren, da sollt's bald anders in der Welt aussehn!

Leonarda.

Geh hin, Tienchen, und hol mir meinen Mantel; ich will dem Herrn das Geleite geben bis an die Kutsche.

Pankrazio.

Nein, bey Leib' bey Leben nicht, mein Liebchen! Jzt laß dir noch ein Mäulchen geben; leb wohl, und bleib fein da. (Zu Christinen.) Tienchen, hörst du, ich sag' dir's, warte und pfleg' mir deine Frau derweile recht gut, und laß's ihr ja an nichts abgehn. Ich kauffe dir auch ein Paar neue Schuhe, wenn ich wieder komme, so schön du sie nur haben willst.

Christine.

Gehn Sie nur; gehn Sie nur, Herr Pankrazio, und tragen sie keine Sorge um meine Frau. Ich denke, ich will ihr derweile schon die Zeit vertreiben, und sie so lustig machen, daß Sie mir nichts sollen vorzuwerfen haben, wenn sie wieder kommen.

Leonarda.

Ich? lustig seyn? Ja das wäre mir so; Närrin! Nein, so lange ich mein einziges Vergnügen entbehren muß, giebts weder Zeitvertreib noch Freude für mich in der Welt; wohl aber Leid und Trauren!

Pankrazio.

Nein, ich kanns nicht länger aushalten! Leb' wohl, Licht meiner Augen; die keine Freude sehen werden, ehe sie dich wieder erblicken. (Geht ab.)

Zwooter Auftritt.

Leonarda. Christine.

Leonarda.

(Sieht ihm nach.) Geh'; ich wollt', daß du nie wiederkämst! Daß dich das Wetter in der Anna



Diaz Hause erschlüg! oder daß du unterwegs den Hals brächst! — Aber, bey Gott! diesmal sollen dir alle deine Listen und Vorsichten nichts helfen; du alter Ehekrüppel!

Christine.

Es war mir mächtig bange, Sie möchten mit Ihrem Jammern und Wehklagen machen, daß er dabliebe, und unsre ganze Lust verderben.

Leonarda.

Ach mit nichten! Aber unsre Leutchen kommen doch auch heut Abend noch gewiß?

Christine.

Ey freylich! Ich habe sie ja bestellt; und sie verlassen sich auch so gewiß drauf, daß sie vorhin schon durch unsre geheime Staffette, die Wäscherin, als brächte sie Weiß-Zeug, einen ganzen Wäschkorb voll lauter gute Dinge und Leckerbißgen geschickt haben. Ja, das ist ein Korb, der sich gewaschen hat!

Leonarda.

Einen ganzen Korb? Nu, und was ist denn drinn?

Christine.

I, Pasteten, Schinken, kalter Braten, Blanc-Manger, ein Paar ungerupfte Kapaunen, und das Beste von Obste, was es nur itzt giebt. Und, hören Sie 'mal, — meiner Six, bald hätt' ich's Beste vergessen! auch eine grosse Humpe Wein; wenigstens ein Viertel-Eymer. Das ist ein Weinchen! Wie Sammt und Seide! Und riecht, daß's einem durch Leib und Seele geht.

Leonarda.

Schön! Treflich! 'S ist doch ein allerliebster Mann, mein Reponce! Ein herrlicher Kerl! 'S ist mir ein rechter Herzens-Küster.

Christine.

Ey was fehlt denn meinem Meister Niklas? Das ist doch auch ein Barbier wie 'n Däußgen? 'S ist ein rechtes Scheermesser aller Sorgen; denn er putzt mir all mein Leid so rein herunter, wie seine Bärte.

Leonarda.

Hast du denn den Korb gut aufgehoben?

Christine.

Ey, ich hab'n in der Küche, und ein Laugentuch drüber gedeckt, daß man nichts merkt.

(Es wird vor der Thür geruffen.)

Dritter Auftritt.

Leonarda, Christine, Carraolan.

Leonarda.

Christine, sieh' wer da ist.

Carraolan.

(Im Hereintreten.) Ein armer Student, Er. Gnaden zu dienen, bittet unterthänig um ein Viaticum.

Christine.

Ja, daß er arm und ein Studente ist, sieht man wohl an seinem Aufzuge und an seiner Unverschämtheit. 'S ist doch sonderbar, daß ein Armer nicht draussen vor der Thür warten kann, bis man ihm seine Gabe hinausreicht; sondern geradezu ins Haus läuft, und alle Winkel durchkriecht, ohne

ohne zu bedenken, ob Eins irgend im Hause schläft, und er's aufweckt oder nicht.

Carraolan.

Lieber Gott! Schöne Mamsell, seyn Sie doch nicht gleich so böse auf mich. Ich suche und bitte ja um kein anderes Allmosen oder Gabe, als nur um ein Plätzgen in einem Stalle oder Strohschoppen, wo ich diese Nacht zubringen kann; weil's, wie ich merke, mächtig kalt werden wird.

Leonarda.

Und woher des Lands, guter Freund?

Carraolan.

Ich bin von Salamanka, Ew. Gnd. zu dienen. Ich zog mit einem Vetter von mir wallfarthen nach Rom; er starb aber unterwegs, mitten in Frankreich. Nun war ich allein, und entschloß mich, wieder umzukehren. Aber da ich nach Catalonien kam, zogen mich die Kammerdiener des braven Roque Guinardo *) rein aus, weil er abwesend war. Wär er da gewesen, sicher wär's nicht geschehn;

*) Ein damals sehr bekannter Straßenräuber.

schehn; denn er ist über die maaßen höflich und wohlthätig. Nun überfiel mich vorhin an Ihrer gesegneten Thür die Nacht, und ich nahm also meine Zuflucht zu ihr; und bitte um Barmherzigkeit.

Leonarda.

Tienchen, der arme Mensch dauert mich wahrhaftig recht sehr.

Christine.

Er hat mich lange auch schon gejammert. Immerhin; wir wollen ihn die Nacht beherbergen; denn es wird von unserm Korbe wohl mancher Brocken übrigbleiben, womit er seinen Hunger stillen kann. Und überdies kann er mir auch die Kapaunen rupfen, und ein bißgen zuschicken helfen.

Leonarda.

Ums Himmels willen, Tiene, wo denkst du hin? Einen blutfremden Menschen sollten wir bey unserm Zeitvertreibe zum Zeugen im Hause haben?

Christine.

Ach, der sieht mir auch darnach aus, als wenn er schwatzen würde! Ja doch! — Komm er her, Musje; kann er rupfen?

Carraolan.

Wie, rupfen? Ich versteh' nicht, was Sie damit meinen? Vielleicht, ob ich mir die Glatze rupfen kann? Aber 's ist da nichts mehr zu rupfen; und ich bekenne gern, daß ich der größte Glatzkopf von der Welt bin.

Christine.

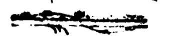
Gott verzeyh mir meine Sünde! Wer hat denn daran gedacht? Ich meine, ob er einen Kapaun oder ein Huhn rupfen kann?

Carraolan.

Alles, was ich darauf zu sagen weiß, liebes Kind, ist, daß ich, Gott sey Dank, den Gradum habe, und Baccalaureus von Salamanka bin, und nicht weiß — —

Leonarda.

Ey auf diese Art ist also gar kein Zweifel, daß er nicht allein Kapaunen, sondern auch Gänse und selbst Trappen rupfen kann. Aber guter Freund, wie siehts um's Schweigen aus? Hat er vielleicht den Fehler, Alles auszuplaudern, was er sieht, hört oder denkt?



Carraolan.

Ach sorgen Sie dafür nicht. Sie können vor meinen Augen sicher mehr Menschen ermorden als Schöpse im Schlachthause, ohne daß ich nur meine Lippen aufthue.

Christine.

Nu so leg' er sich ein Schloß vor's Maul, und bind er sich die Zunge mit einem doppelten Nestel, und komm' er mit uns herein. Da soll er Wundergeheimnisse sehen, und herrliche Leckerbissen fressen, und dann kann er sich im Strohschoppen sein Bett suchen, wo er will.

Carraolan.

Ach, ich bin mit wenigem zufrieden; denn ich bin weder gierig noch kehrisch.

Vierter Auftritt.

Reponce. Meister Niklas. Die Vorigen.

Reponce.

O gebenedeyet und willkommen seyen mir die Lichter meiner Finsternisse; die Sterne meiner

Nacht;

Nacht; die Führer des Wagens unsrer Freuden; die Dollmetscher der reciproquen Willen, welche die Säulen und Grundfesten der Liebeswerkstatt unsrer Wünsche sind!

Leonarda.

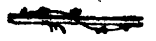
Hör einmal, lieber Reponce; das ist gerade, was mir an dir nicht gefällt! Sprich doch ums Himmelswillen nicht so kauderwelsch, und so übermenschlich gelehrt, sondern fein wie andere Leute, und daß man dich versteht.

Meister Niklas.

Das kann ich treflich; denn ich spreche planer als eine Schuhsohle, und heisse immer eine Katze eine Katze, wie jeder Christenmensch, und damit Holla!

Reponce.

Ey dafür ist auch noch ein kleiner Unterschied zwischen einem Küster, der seine Grammatik versteht, und zwischen so einem Bänkelsänger-Barbier.



Christine.

Herr Reponce, wozu ich meinen Barbier brauche, dazu versteht er so viel und noch mehr Latein, als der Sanct Antoni von Nebrixa.

Meister Niklas.

Richtig, richtig, Tienchen!

Christine.

Und jetzt dächt ich dispertirten wir nicht von solchen Kalmäuserenen; denn es red't am Ende doch jeder, so gut er kann; sondern machten ein bißgen Anstalt und Wirthschaft; denn 's giebt noch viel zu thun.

Carraolan.

Ja wohl, und noch viel zu rupfen.

Reponce.

Wer ist denn der Ehrenmann da?

Leonarda.

Ein armer Salamankischer Studente, der um eine Herberge für heunt Nacht bittet.

Repon-



Reponce.

So? Da hat er ein Paar Realen zum Abend⸗ brode und Schlafgelde; und geh er in Gottes Na⸗ men hin ins Wirthshaus.

Carraolan.

Ich danke für Ihr Almosen und guten Willen, Herr Reponce; muß Ihnen aber sagen, ich bin stumm, wie ein Fisch, und überdies ein guter Ru⸗ pfer, wie die schöne Jungfer da, die mich auf⸗ nahm, nöthig hat. Und ich gehe, hol mich alle T—l diese Nacht nicht aus dem Hause, und wenn's alle Welt haben wollte. Ist's, vorm Henker, nicht bescheiden genug, daß ein Mann von meinem Stan⸗ de sich's gefallen läßt, in dem Strohschoppen zu schlafen? Und ist's Ihnen bloß um Ihre Kapau⸗ nen zu thun, ey so rupf' sie der Türke, und freß' sie auch, und gebe sie nie wieder von sich!

Meister Niklas, (zu Christ.)

Das ist ein Teufels⸗Kerl, Liebchen; der soll uns am Ende wohl Allen im Hause noch zu schaf⸗ fen machen!



Christine.

Oho! ich fürchte mich nicht für ihm; und seine Courage gefällt mir recht. Itzt wollen wir nur neingehen und Anstalt zur Küche machen; und der Musje da kann rupfen und schweigen.

Carraolan.

Herzlich gern. (Ab mit Christ.)

Reponce.

Der Bettel-Studente hat mich ganz scheu gemacht. Ich wollt' wetten, der Kerl kann mehr Latein, als ich!

Leonarda.

Wohl möglich, daß daher auch seine Trotzigkeit kommt.

Fünfter Auftritt.

(Strasse.)

Leoniso. Pankrazio.

Leoniso.

Ich sah's gleich von Anfange, daß uns das Wetter-Rad noch einen Spuk machen würde; aber

da

da wollt's der Schlingel von Kutscher besser wissen. 'S ist doch starrköpfiges Ochsenzeug, all das Volk! Wär der Kerl ein bißgen zugefahren, und dem Blitz-Loche ausgewichen, izt könnten wir schon gute zwey Meilen fort seyn.

Pankrazio.

Ich mach' mir eben nicht viel draus, Gevatter! Und am Ende, eh' wir uns unterwegs in einer elenden Kneipe herumdrückten, ist mir's noch lieber, ich kann die Nacht zu Hause bey meiner lieben Leonarde zubringen. Sie wollt' sich so heut Abend, da ich fortgieng, bald nicht trösten lassen.

Leoniso.

Ja 's ist ein Goldweib! An der hat Euch der Himmel einen rechten Schatz gegeben, Herr Gevatter! Ihr könnt ihm immer dafür danken.

Pankrazio.

Ey, wohl, wohl! Ich thu's auch, Gevatter, so gut ich kann. Ja, meiner Seele! die berühmte Lukrezie reicht ihr das Wasser nicht. Sie ist Euch die leibhafte Tugend und Ehrbarkeit selber.

Leoniso.

Ja, wenn meine nur nicht so ein Eyfersuchts-Drache wär; sonst hätt' ich nichts an ihr auszusetzen. — Aber durch die Gasse da komm ich doch wohl am nächsten nach Hause, und Ihr durch jene, Herr Gevatter? Nu morgen früh, wills Gott! sehen wir uns wieder; denn eine Kutsche zu unsrer Farth will ich schon auftreiben. Gute Nacht!

Pankrazio.

Gute Nacht, Gevatter! (Ab.)

Sechster Auftritt.

(Pankrazio's Haus.)

Reponce und Meister Niklas mit Guitarren. Leonarda. Christine. Carraolan.

Reponce.

(Mit aufgeschürztem Chorrocke, tanzt zu seiner Guitarre, und singt nach jeder Cabriole.)

Glücklich Schicksal!
Süsse Liebe!
Herrlich Essen!
Holde Nacht!

Chri-

Christine.

Nu Herr Reponce, izt ist's keine Zeit zu tanzen! Zu Tische, zu Tische izt, und ein andermal getanzt!

Reponce, (tanzend.)

Glücklich Schicksal!
Süsse Liebe!
Herrlich Essen!
Holde Nacht!

Leonarda.

Laß ihn doch nur, Tienchen! Ich kann mich gar nicht satt dran sehen, wie er so gelenk und so leicht ist. Sieh nur! Sieh nur!

(Man hört stark aussen klopfen.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Pankrazio.

Pankrazio.

(Aussen.) Heyda! Schläft denn Alles schon? Und hört denn niemand? (Klopft.) Hm! So früh

schon die Hausthür zuzusperren! Meine Leonarde ist doch gewaltig vorsichtig und ehrbar!

Leonarda.

Um tausend Gotteswillen, das ist mein Mann! Ich hör's an seinem Klopfen und der Stimme. Sicher ist ihm unterwegs was zu gestossen, daß er wiederkommt. Jesus! was anfangen? — Geschwinde 'nauf auf den Boden, in die Kohlenkammer, meine Herren, und sich da versteckt. Tienchen 'schwinde führ' sie nauf; ich will derweile den alten Narren schon so lange aufhalten, bis du fertig bist.

Carraolan. (Singt spottend.)

O weh!
Böses Schicksal!
Bittre Liebe!
Elend Essen!
Schlimme Nacht!

Christine.

Ein schöner Streich, mein Seel! Da ist auch noch was zu spasen! Nur fort, Alle fort!

Pan-

Pankrazio.

(Aussen.) Hehda! Was zum Teufel ist denn das? Schlaft ihr denn alle wie die Ratzen? Oder seyd ihr gar todt, daß kein Mensch kommt, und mir aufmacht?

Carraolan.

Und das lustigste ist noch, daß ich mit den schönen Herren da den Brey nicht theilen mag. Mögen sie sich hin verstecken wohin sie wollen; ich geh nirgends anders hin, als in den Strohschoppen. Wenn ich da auch entdeckt werde, so hält man mich gewiß eher für einen armen Teufel, als für einen Fleisch-Dieb.

Christine.

Jesus! Packt Euch doch nur fort, ihr Herrn; der Alte schmeißt sonst noch die Hausthür ein.

Reponce.

Ach! die Seele schwebt mir schon auf den Lippen.

Meister Niklas.

Und mir liegt sie schon in den Hosen.

(Alle ab; ausser Leonarda.)

Achter Auftritt.

Leonarda. Pankrazio.

Leonarda.

(Tritt an's Fenster.) Was giebt's denn da unten am Hause so zu pochen und zu schreyen? Wer ist denn noch so späte da?

Pankrazio.

Ich bin's, Liebchen; dein Mann. Mach mir auf, mein Schatz. Da steh' ich schon eine halbe Stunde in der stockdunklen Nacht, und habe bald die Thür eingeschlagen, ohne daß mich jemand gehört hat.

Leonarda.

Schon gut; die Stimme klingt mir wohl bald so, wie meines lieben Pankraz seine; aber es krähen mehr Hähne überein, und darauf kann ich noch nicht trauen.

Pankrazio.

O du Wunderbild von Ehrbarkeit und Klugheit! Mach mir nur auf, mein Täubchen; du

kannst's

kannst's ganz sicher; ich bin's gewiß, Pankrazio, dein Mann.

Leonarda.

Will's gleich sehn, obs wahr ist. Laß 'mal hören; was hab ich gethan, wie du heute Nachmittag fortgiengst?

Pankrazio.

I, lieber Engel, du hast geseufzet, geheult, und bist endlich in Ohnmacht gefallen.

Leonarda.

Gut! Ist wahr! Aber sag mir einmal, was hab' ich für ein Zeichen auf einer von meinen Schultern?

Pankrazio.

Auf der linken hast du ein Muttermal so groß irgend, wie ein halber Real, und drey Springhärchen drauf, ach so schön und so niedlich, wie dreytausend Goldfädchen.

Leonarda.

Auch wahr! Aber sag 'mal weiter, wie heißt denn das Hausmädchen?



Pankrazio.

I, närrsch Ding, wie du nur so seyn kannst: Christine heißt sie. Hast du nicht noch mehr zu fragen?

Leonarda.

Tienchen, Tienchen, geschwinde mach auf, der Herre ist da; lauf geschwinde.

Christine.

Gleich! gleich! Ich laufe ja schon. (Macht auf.) Jesu Maria, goldner Herzens-Herre! warum kommen Sie denn schon so geschwinde wieder?

Leonarda.

Ach geschwinde sag's nur, allerliebster Mann; 's ist dir doch kein Unglücke begegnet? Ich bin so erschrocken, daß mir's in alle Glieder gefahren ist, und habe bald kein Leben mehr.

Pankrazio.

Nein, nein, mein Schäfchen. 'S ist weiter nichts, als daß wir ein Rad in einem Loche zerbrochen haben; und da giengen wir, um die Nacht

nicht



nicht unterwegs zu bleiben, lieber zu Fusse wieder heim, und wollen morgen früh nun sehen, wie wir fortkommen. Aber horch! Was schreyt denn so?

Carraolan.

(In der Ferne.) Aufgemacht! Aufgemacht! Ich ersticke!

Christine.

Ach, ich bin des Todtes, wenn das nicht der arme Studente ist, den ich in den Strohschoppen eingeschlossen habe, daß er da die Nacht schlafen sollte.

Pankrazio.

Wie? Ein Studente? Eingeschlossen in meinem Hause? Und das wenn ich nicht da bin? — Hm! das gefällt mir nicht. Nardchen! Nardchen! Wenn ich deiner Ehrbarkeit und Tugend nicht so ganz sicher wäre, das Ding könnte mir Gedanken machen. Aber sieh doch 'mal nach, Tienchen, und mach ihm auf; er schreyt ja nicht anders, als wenn das Stroh alles zusammen auf ihm läge.

Christine.

Gleich will ich hinspringen. (Ab.)

Leonarda.

'S ist ein armer Studente von Salamanka. Er kam gegen Abend vor's Haus, und bath um Gott'swillen, daß wir ihn doch die Nacht beher- bergen möchten wenns auch nur im Stalle oder Schoppen wäre. Du weißt nun, lieber Pankraz, wie gutherzig ich bin, und daß ich keinem Men- schen was abschlagen kann; und da liessen wir den armen Teufel herein, und schlossen ihn ein. Da kommt er ja; sieh ihn nur selbst.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Carraolan.

Carraolan.

Wär ich nicht so furchtsam und ein bißgen we- niger scrupulos gewesen, so wär ich sicher nicht in die Gefahr kommen, im Strohschoppen zu er- sticken, und hätte gewiß ein besseres Abendbrod und weicheres Bett gefunden.

Pankrazio.

So? Und wer hätt' ihm denn das bessere Abend- brod und weichere Bett geben sollen, guter Freund?

Car-



Carraolan.

Wer? Meine Kunst; wenn mir nur nicht die Furcht vor der Dame Justitia die Hände bänd.

Leonarda.

Das muß wohl eine gefährliche Kunst seyn, lieber Mann, weil er sich dabey so vor der Justiz fürchtet?

Carraolan.

'S ist eine geheime Kunst, die ich in dem Keller von Salamanka, als wo ich eigentlich her bin, gelernt habe. 'S ist eine Kunst, Herr Patron, die ihren Mann nährt; und dürft ich sie nur vor der heil. Inquisition recht ordentlich praktiziren und treiben, ich versichre Sie, ich wollt Jahr aus Jahr ein zu Nacht essen, wie ein Domherr, ohne daß mich's einen Heller kostete. Wenn Sie schweigen könnten, so hätt ich selbst alleweile nicht übel Lust, einmal Gebrauch davon zu machen, denn Noth und Hunger treibt mich dazu. Aber, wie gesagt, ich weiß nicht, ob die Frauenzimmerchen da so gut reinen Mund halten können, wie ich?

Pan-



Pankrazio.

Sey er darum ohne Sorgen, guter Freund, und mach er was er will, ich will ihnen schon das Maul stopfen. Ich möcht doch für mein Leben gern einmal eins von den Wunderdingen sehen, die man, wie die Leute sagen, in dem Keller von Salamanka lernt.

Carraolan.

Nu wär denn der Herr Patron wohl zufrieden, wenn ich gleich hier auf die Stelle ein Paar Teufel in Menschen-Gestallt herkommen liesse, die einen Korb voll Kalteküche, Wein und andere gute Eßwaare brächten?

Leonarda.

Teufel? In meinem Hause, und gar in meiner Gegenwart? Jesus! Der gottlose Mensch!

Für'm Teufel uns bewahre Gott,
Und trage uns aus aller Noth!

Christine.

Der Musje muß, meiner Six! den Teufel selbst im Leibe haben, daß er uns sowas zumuthen kann? — Nu geb' nur der liebe Gott,

daß



daß die Streiche, die er da macht, gut ablauffen, sonst — das Herz zittert mir warlich im Leibe wie ein Espenlaub.

Pankrazio.

Hör er 'nmal, Herr Doktor, wenn's keine Gefahr hat, und die Sache ohne Schrecken abgeht, so möcht' ich wohl zum Spasse die Herren Teufel mit ihrem Proviantkorbe sehen. Aber, wie gesagt, Herr, daß er mir sie nur in keiner gräßlichen Gestalt erscheinen läßt, das beding ich mir dabey aus.

Carraolan.

Sorgen Sie doch für nichts. Sie sollen in Menschenfigur kommen, sag' ich; und noch mehr; sie sollen erscheinen, einer als der Küster hier im Orte, und der andere als sein guter Freund der Barbier.

Christine.

Was? Als Herr Reponce, der Küster, und als Meister Niklas, der Barbier vom Hause? Ach um Gotteswillen die armen Leute! Sollen in Teufel verhext werden! Aber, sag er mir doch einmal, sind denn das nun getaufte Teufel *), oder nicht?

Car-

*) Wahrscheinlich ein spottender Wink auf den gewöhnlichen Exorcismus bey der Taufe.

Carraolan.

Curioser Einfall! Wo Henker giebts denn getaufte Teufel? Oder wozu sollen sich denn die Teufel taufen lassen? Ob's gleichwohl möglich wäre, daß diese es seyn könnten; denn in der Welt giebts keine Regel ohne Ausnahme. — Nu, ein bißgen bey Seite getreten; und Sie sollen gleich Wunderdinge sehen. (Er deklamirt mit sonderbaren Grimassen.)

Erscheint, erscheint ihr Lumpenhunde,
Die ihr in Kohlenkammern huckt,
Gehorsam meinem Ruf, zur Stunde,
Und bringt fein hurtig, tiefgebuckt,
Den Proviantkorb vollgedruckt,
Auf euren Schultern, meinem Schlunde!

Was säumt ihr so lange?
Wie? Wird euch bange?
Soll ich euch härter noch beschwören? —
In die engsten Brunnenröhren
Bann ich euch, wollt ihr nicht hören!
Weh euch, wenn mein Zorn euch trift!

Noch nicht? Schon gut! Ich weiß schon, wie ichs mit diesen Menschen-Teufeln angreiffen muß.

Ich



Ich will hinaus und sie allein so hart beschwören, daß sie gewiß erscheinen sollen; obgleich bey diesen armen Teufeln vielleicht ein guter Rath nützlicher wäre, als beschwören. (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Pankrazio. Leonarda. Christine.

Pankrazio.

Das muß ich gestehn, wenn der Mensch zu Stande bringt was er da sagt, so ist's, mein Seel! das größte Wunderding, das man je auf der Welt gesehn hat.

Leonarda.

Nu, gieb Acht, ich will wetten, er bringt's zu Stande, denn vor was sollt' er uns denn so eine Nase weiß machen?

Christine.

St! Horcht! 'S poltert was draussen! Ich will nicht ehrlich seyn, er bringt sie! — Ach! Jesus! Da ist er mein Treu mit seinen Leuten, und der ganze Plunder vom Korbe dazu.

Eilfter Auftritt.

Carraolan. Reponce. Meister Niklas. Die Vorigen.

Leonarda.

Jesus! Jesus! Wie sie doch auf'n Haar dem Küster Reponce und unserm Barbier gleichen!

Christine.

Stille Madam! Um Gott'swillen! Wo's Teufel giebt, da muß man mein Tage nicht Jesus sagen!

Reponce.

O sagen Sie immer was Sie wollen, wir sind so zahm wie der Schmieds-Hund, der neben dem Ambose schlief. Uns macht nichts scheu oder wild.

Leonarda.

Kommt doch ein bißgen her, ihr Herren Teufel, und laßt schauen, was im Korbe ist. Ey der Tausend! Trefflicher Vorrath! Ich hätte wohl Lust, was davon zu kosten.

Carraolan.

Ich will ihn derweile fredenzen, und bey der Flasche anfangen. (Trinkt.) Ach! 'n guter Wein! aber 's ist doch kein Esquiviasser.

Reponce.

Ey freylich Esquiviasser, Herr! Oder mich sollen — —

Carraolan.

Stille, den Augenblick, sag ich dir! Warum nicht gar geschworen und geflucht? Ich habe die Schwör-Teufel gar gern! Und weiß er wohl, Musje Teufel, daß wir hier nicht beysammen sind, um Todtsünden zu begehen, sondern ein Stündgen vergnügt miteinander zuzubringen, und dann in Frieden heimzugehn?

Christine.

Und essen sie denn auch mit uns?

Pankrazio.

Ey warum nicht gar; die Teufel essen ja mein Tage nicht.

Meister Niklas.

Mitnichten! 's essen wohl Einige, aber nicht Alle; und wir sind gerade welche, die essen.

Christine.

Ach gestrenger Herr Hexenmeister, laß er doch die armen Teufel dableiben, weil sie uns das Essen gebracht haben. Es wär ja mein Treu Sünd und Schande, wenn wir sie so hungrig wieder fortschickten; und es scheinen mir überhaupt ganz ehrbare Teufel, und recht feine Ehrenmänner zu seyn.

Leonarda.

Aber daß sie uns nur nicht erschrecken; das bitt ich mir aus; und wenns mein Mann zufrieden ist, so können sie immerhin dableiben.

Pankrazio.

Nu, sie mögen bleiben. Ich muß doch Wundershalben sehen, was ich in meinem ganzen Leben nicht geglaubt hätte.

Meister Niklas.

Vergelts der liebe Gott, was Sie uns Gutes thun, gestrenge Herren!

Christine.

Dustig alle! wie höflich und manierlich! Meiner Six, wenn alle Teufel so wären, mein Tage wollt' ich mich nicht fürchten; und alle sollten sie meine guten Freunde seyn.

Re-



Reponce.

O wart' sie 'mal, schöne Jungfer. Damit sie uns recht lieb kriegt, will ich Ihr auch ein Liedchen vom Keller von Salamanka singen.

(Er nimmt seine Guitarre spielt und singt.)

Wer's noch nicht weiß der höre zu,
Welch unerhörte Wunder
Der Keller von Salamanka thut;
Man steigt gar tief hinunter.

Wer da studirt wird hochgelehrt
In Kunst und neuer Wahrheit,
Und immer kommt der Kopf beschwert
Heraus mit neuer Klarheit!

Er macht den Armen froh und reich,
Den Reichen gleich verträglich;
Den Dummkopf klug, den Geitzhals weich,
Den Menschenfeind behäglich.

Die Lehrer sitzen auf dem Faß,
Die Lernenden darunter,
Und thun da mit dem Zauber-Glas
Gar unerhörte Wunder.



Christine.

Ey potz Stern! Sind denn die Teufel auch Poeten?

Meister Niklas.

Ich wollts meinen. Und überhaupt muß sie das wissen, Jungfer; jeder Poet hat ein Stückchen vom Teufel im Leibe.

Pankrazio.

Aber sagt mir doch, ihr Herren — weil doch sonst die Teufel alles wissen — wo nur die vermaledeyten Tänze, die Zarabanden, der Zambapalo, und der verwünschte neumodische Escarraman, hergekommen sind? *)

Reponce.

Woher? Gerade aus der Hölle.

Pankrazio.

Mein Seel! das glaub' ich auch.

*) Meist sehr freye und unsittliche Tänze, welche man zu Cervantes Zeiten auf dem Theater in Zwischen- und Nachspielen einzuführen anfieng.

Leonarda.

Was mich anbelangt, ich habe meinen Spitzen-Kragen und mein Halsband al Escarramàn, damit bin ich zufrieden; aber tanzen mag ich selbst nicht, meiner Ehrbarkeit und Wohlstands wegen.

Reponce.

O mit drey oder vier Veränderungen, Sennora, die ich Ihnen gleich beybringen wollte, sollten Sie ihn so gut tanzen lernen als eine; denn ich weiß, Sie sind eine gute Tänzerin.

Carraolan.

Laß er's nur gut seyn, Monsieur Teufel, und geb' er sich keine Mühe. Jetzt wollen wir derweile hinein zu Tische gehn; das ist das Nöthigste.

Pankrazio.

Gut, das bin ich zufrieden. (Ans Parterre.) Nu will ich doch sehn, ob die Teufel auch wirklich essen oder nicht, und tausend andere Sachen, die man noch von ihnen sagt. Und — ha — ha — itzt hab' ich den Vogel im Käfige! Nicht eher sollen sie mir von der Stelle, als bis sie mich alles haarklein gelehrt haben, was man im Keller von Salamanka lernt.

Ueber die Posse, die Teufel aus der Kohlenkammer.

Dies kleine Stück des Cervantes, welches ich aus dem zweeten Theile seiner Comedias y Entremeses aushob, hat im Originale den Titel: La Cueva de Salamanca, der Keller von Salamanka. Höchstwahrscheinlich nahm Cervantes die Veranlassung dazu irgend aus einem Sprüchworte, von einem famosen Weinkeller zu Salamanka; in welchem vermuthlich die Studenten fleißiger waren, als in ihren Hörsälen; und wo von Zeit zu Zeit lustige Scenen vorfielen. Ich habe wenigstens nirgends nähere Erläuterung darüber finden können; und ich gebe dies auch für nichts mehr, als blosse Vermuthung.

Uebrigens ist diese Posse abermals eine Probe von des vortreflichen Cervantes originellen Witz, Laune und meisterlicher Manier, Natur in allen ihren Formen zu kopiren und lebendig wieder darzustellen.

F. J. B.

III.

Ignez de Castro.

Trauerspiel

aus dem Portugiesischen

des

Domingos Dos Reis Quita;

genannt

in der Arkadischen Gesellschaft

Alcino Micenio.

Von

H. v. Z.

Personen:

Der Infant Dom Pedro.

Donna Ignez de Castro.

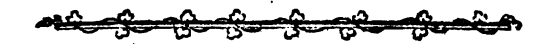
Der König Dom Affonso, der Vierte.

Coelho, } seine Räthe.
Alvaro, }

Der Gesandte von Spanien.

Almeida, Vertrauter des Dom Pedro.

Leonor, Vertraute der Donna Ignez.



Ignez de Castro.

Erster Akt.

Erste Scene.

Dom Pedro. Ignez.

(Im Garten.)

Ignez.

Vergebens suchst du, mein Pedro, die Traurigkeit zu zerstreuen, die deine arme Ignez verfolgt. Sieh die schattigten Lauben, in denen ich sonst nichts als Freude sah, sind mir jetzt so schrecklich; wenn der Wind in ihren Zweigen rauscht, so starrt mir das Blut, und jeder Schatten ist mir das Bild von einem Mörder. Nur wenn du kömmst, mein Pedro, lebt die Freude das Herz ein wenig auf. Aber ich kann doch die Furcht nicht verbannen.

Prinz.

Liebe Ignez, sey ruhig. Verliehr die Stunden, die unsrer Liebe so heilig sind, nicht in Schre-

 cken.

cken. Traue der wachsamen Sorgfalt, und der Liebe, die du in diesen Augen siehst. Hat doch dein Pedro noch immer alles glücklich überwunden, was deiner Ruhe und deinen Wünschen entgegen war.

Ignez.

Ja, Pedro, an dir und deiner Liebe zweifle ich nicht. Ich weiß, wie sorgfältig und liebreich du mich bisher geschützt hast. Aber es ist Unglück vorhanden, dem wir nicht mehr widerstehn. Die spanische Infantin ist schon als deine Braut an den Gränzen; der König, der das heilige Band, das uns bindet, nicht kennt, kömmt so unerwartet zu uns, mit ihm der Gesandte von Spanien, und Coelho und Alvaro, die strengen grausamen Richter ohne Mitleid.

Prinz.

Ich gestehe es dir, Liebe, daß diese unerwartete Reise von meinem Vater und dem Gesandten mich auch befremdet. Doch ist ihm unsre Vermählung gewiß noch ein Geheimniß, und er hofft, wie ich glaube, durch Ueberredung meine Liebe zu dir zu besiegen; dazu bringt er den Gesandten und

seine Räthe mit. Aber sie kommen alle vergebens. Meine Liebe ist so unauflößlich, als das heilige Band, das mich bindet. Sey ruhig meine Ignez, fürchte nichts!

Ignez.

O wollte Gott, theurer Dom Pedro, ich könnte es.

Prinz.

Was fürchtest du denn Ignez, wenn meine Liebe und mein Arm dich beschützt?

Ignez.

Ich fürchte das stolze Spanien, unser aufgebracht Volk, und das hohe Herz deines Vaters — O meine armen verlaßnen Kinder!

Prinz.

Weine nicht, liebe Castro, weine nicht. Ich kanns nicht vertragen, dich weinen zu sehen. Glaubst du denn, daß ich mein Leben schonen werde, wenn deins in Gefahr ist? Nein, Liebe, auch gegen des Königs Hand will ich es schützen. Komm, laß mich deine Thränen trocknen, verbanne

banne das Schrecken aus deinem Herzen, und laß uns Tage der Liebe leben, bis du einst den Thron mit mir theilst, und ich diese schöne Stirn mit einer Krone schmücken kann.

Ignez.

O wollte Gott, Prinz, du hättest keinen Thron und keine Krone mir zu geben, und dein Herz wäre allein der Lohn meiner Liebe und Treue, und dieser Thränen. Dann würdest du sehn, wie die Freude, daß du mein bist, mich über alles Schicksal erhübe; da würden keine Thränen fliessen, als Thränen der Liebe. — Ihr Glücklichen, die eine Liebe wie die unsre vereinigt, und das Schicksal sich gleich machte!

Zwoote Scene.

Der Prinz. Ignez. Almeida.

Almeida.

Der König kam, Prinz, in voller Eil, und ist schon in den ersten Zimmern des Pallasts. Deine Reuter konnten ihm nur um einen Augenblick zuvorkommen. Geh geschwind, ihn zu empfangen.

Ignez.

Ignez.

O ich Unglückliche! Hilf mir, barmherziger Gott!

Prinz.

Sey ruhig, liebe Ignez, sey ruhig, geh ohne Furcht in deine Zimmer. Folge ihr, treuer Almeida. Verlaß sie nicht.

Dritte Scene.

Der Prinz. Der König.

Prinz.

Nur jetzt erfuhr ich deine so schnelle und glückliche Ankunft, und eilte, mein Vater und König, deine Hand zu küssen.

König.

Ein Sohn, Prinz, der seinen Vater ehrt, ehrt ihn nicht bloß mit Worten, sondern gehorcht seinen Befehlen. Du bist taub für Bitten und Befehl, und kennst kein ander Gesetz, als deine Leidenschaft.

Prinz.

Sey Vater, sey nicht König, laß dein Herz für mich reden.

König.

Prinz, ich bin König von einem Volk, und muß als König handeln. So lange ich regiere, war noch kein Tag für die Ruhe meines Reichs so wichtig, als dieser, und du solltest, wie ich, daran denken. Die spanische Infantin ist schon an der Gränze. Ich komme mit dem Gesandten und den Grossen des Reichs, deine Vermählung mit ihr vor ihrer Ankunft bekannt zu machen. Sey bereit, mein Sohn, heute ist der Tag.

Prinz.

Heute, mein Vater?

König.

Ja, Sohn, der geringste Verschub wäre gefährlich. Was erwartest du? Soll die Infantin mit eignen Augen sehn, daß du sie verachtest? Soll sie nach Spanien wieder zurückkehren, und alle Mächte der Erden uns ihre Schmach als eine Treulosigkeit aufrücken. Der Gesandte von Spanien hat mir es im Geheim schon oft vorgestellt, und glaube nicht, Prinz, daß ein König, wie jener, einen solchen Schimpf ungerächt ertragen wird.

Ich



Ich kenne seinen hohen Sinn. Laß uns das Ungewitter vermeiden.

Prinz.

Fürchte seinen Zorn nicht. Wollen sie uns mit Krieg überziehn, so wird ihnen die Schande bleiben, überwunden zu werden. Sie fühlen noch unsre Siege in ihren verwüsteten Städten, und wissen es wohl, daß es unser Arm ist, der sie von den Unglaubigen gerettet hat.

König.

Sohn, gab das Schicksal einem Könige den Namen des Siegers, so darf er darum sein Herz nicht erheben, und Recht und Gesetze verachten. Auch findet man nicht immer Lorbern im Felde; der Sieger liegt auch unter, zu seiner Zeit. Doch ists nicht, daß ich für Spanien und seinem Zorn mich fürchtete. Aber sieh, ich bin alt und grau. Soll ich wieder mit ihm fechten, so soll es ums Recht seyn, und daß sein Haß keine gerechte Ursache an mir finde. — Sieh mein erschöpftes Volk an. Ists durch Siege erschöpft, desto mehr verdient es Mitleid. Laß nicht seine Seufzer und sein Blut uns verklagen. Gieb ihnen Ruhe und Frieden am



heutigen Tage. Erfülle das Wort, das dein Vater gegeben. Komm, mein Sohn, in meine Arme, gelobe heute deine Hand; versprich mir Gehorsam, du weißt, wie ich dich liebe. —

Prinz.

O mein Vater, vergieb —

König.

Wie, du widerstrebst?

Prinz.

Ja, Vater, vergieb es, ich kann deinen Befehlen nicht gehorchen. Soll ich mein Leben fürs Vaterland wagen, deinen Thron und dich vertheidigen? — Gebiete, mein Vater, o wie freudig will ich mein Leben für dich lassen. Aber dies Herz, das nicht mehr mein ist, in andre Hände zu geben, mein König, Treue und Liebe erlaubt es nicht.

König.

Der Feige, der über sein Herz nicht herrscht, ist eines Thrones nicht werth. Du bist bestimmt, mir auf diesem zu folgen, und über Völker zu herrschen.

herrschen. Wie willst du es thun, wenn du selbst ein Sclav bist? Ueberwinde dich. Ich erwarte bald den Gesandten. Gedenke, wie viel daran liegt, ihm deine Thorheit zu verbergen.

Prinz.

O König, nur des Himmels Gewalt — — Ich zittre, ich wage es nicht, dir zu sagen, was mein Herz verbirgt. Du bist mein König und mein Vater — — Aengste nicht ein geängstetes Herz noch mehr, und soll das Unglück, das du fürchtest, nicht zum Aeussersten kommen, so laß den Gesandten nicht vor mir erscheinen, laß die Infantin nicht weiter gehn!

König.

Undankbarer, wenn dann Rath und Bitten des Vaters dein Herz nicht bewegen, so geh und gehorche ohne Verzug den Befehlen des Königs. Und du dann ungehorsam, bist du ein Rebell, so wer-) nicht als Vater strafen, sondern als König.

Prinz.

-in ich undankbar, bin ich ein Rebell, so strafe; aber du wirst mich dann noch strafbarer finden.

heutigen Tage. Erfülle das Wort, das dein Vater gegeben. Komm, mein Sohn, in meine Arme, gelobe heute deine Hand; versprich mir Gehorsam, du weißt, wie ich dich liebe. —

Prinz.

O mein Vater, vergieb —

König.

Wie, du widerstrebst?

Prinz.

Ja, Vater, vergieb es, ich kann deinen Befehlen nicht gehorchen. Soll ich mein Leben fürs Vaterland wagen, deinen Thron und dich vertheidigen? — Gebiete, mein Vater, o wie freudig will ich mein Leben für dich lassen. Aber dies Herz, das nicht mehr mein ist, in andre Hände zu geben, mein König, Treue und Liebe erlaubt es nicht.

König.

Der Feige, der über sein Herz nicht herrscht, ist eines Thrones nicht werth. Du bist bestimmt, mir auf diesem zu folgen, und über Völker zu herrschen.

herrschen. Wie willst du es thun, wenn du selbst ein Sclav bist? Ueberwinde dich. Ich erwarte bald den Gesandten. Gedenke, wie viel daran liegt, ihm deine Thorheit zu verbergen.

Prinz.

O König, nur des Himmels Gewalt — — Ich zittre, ich wage es nicht, dir zu sagen, was mein Herz verbirgt. Du bist mein König und mein Vater — — Aengste nicht ein geängstetes Herz noch mehr, und soll das Unglück, das du fürchtest, nicht zum Aeussersten kommen, so laß den Gesandten nicht vor mir erscheinen, laß die Infantin nicht weiter gehn!

König.

Undankbarer, wenn dann Rath und Bitten des Vaters dein Herz nicht bewegen, so geh und gehorche ohne Verzug den Befehlen des Königs. Und bist du dann ungehorsam, bist du ein Rebell, so werde ich nicht als Vater strafen, sondern als König.

Prinz.

Bin ich undankbar, bin ich ein Rebell, so strafe; aber du wirst mich dann noch strafbarer finden.

Vierte Scene.

Der König. Coelho.

König.

Wie ist sein Herz empört! Menschenrath vermag da nichts. Nur der kanns stillen, der Wind und Meere stillt. Komm Coelho, mein Freund, ich sehnte mich nach dir. Wo ist Alvaro?

Coelho.

Alvaro, Sire, erwartet den Gesandten, ihn nach deinen Befehlen dir vorzustellen!

König.

Wir arbeiten vergebens, mein treuer Coelho. Der Prinz kennt weder Gewalt noch Ansehn mehr.

Coelho.

Du weißt es, Herr, daß ich ein Feind von Schmeicheln bin, und ohne Schmuck bloß Wahrheit sage. Hilft Rath und Gründe nicht, so muß die Strenge helfen.

König.

Ich fürchte, Freund, auch sie bringt uns in Gefahr.

Coelho.

Nein, wenn wir bis auf den Grund des Uebels gehn. Das Volk ist schon in Gährung, und das Reich nahe bedroht. Ists der Castro Leben, das uns dies Unglück bringt, so bring' ihr Tod uns Glück.

König.

Ihr Tod? Eine Unschuldige? Ich war nie grausam, Coelho. Sollte ichs in meinem Alter werden? Rathe mir menschlicher.

Coelho.

Herr, wenn Brand die Stadt bedroht, so reißt man die nächsten Häuser nieder, und das ist Weisheit. Laß nicht ein weiches Mitleid dich verführen. Du bist König, und alles deinem Staate schuldig. Wie viele geben nicht die eignen Kinder in den Tod? Wie viel Unschuldige verdammte dies Gesetz mit Recht?

König.

Nein, Coelho, ich hoffe noch durch sanftre Mittel das Unglück, das uns droht, zu wehren. Ich will die Ignez auf ewig in ein Closter verweisen.



Coelho.

Das ist umsonst. Du überwindest die Liebe des Prinzen nicht, wenn auch nur ein Funken Hoffnung ihm bleibt. Und fehlst du den Weg, so sieh den Abgrund. Hier kömmt Alvaro mit dem Gesandten.

Fünfte Scene.

Der König. Coelho. Der Gesandte. Alvaro.

Gesandter.

Die Infantin, grosser König, ist schon in deinem Reiche, ich erhalte eben die Nachricht. Aber der König, mein Herr, weiß auch den Widerstand deines Prinzen, und schickt mir einen ernsten Befehl, ich soll mit dem Leben dafür haften, daß nichts an deinem Hofe geschehe, was der Infantin und seines Throns nicht würdig sey.

König.

Sey ruhig, Graf. Ich löse heute die Bande, die den Prinzen fesseln. Ignez wird verwiesen.



Gesandter.

Deine Weisheit braucht zwar keinen Rath, und du hast den sichersten Weg getroffen; dürfte ich dir aber sagen, was ich denke, so verweise sie nicht bloß in deinem Reiche, sondern übergieb sie uns. Sie soll edel behandelt werden, und dem Prinzen bleibt sodann keine Hoffnung.

König.

Du hast recht. So soll es seyn. Komm, ich will den Befehl unterzeichnen, und sorge du für sie.

Gesandter.

Ja, König, wir wollen für Sie sorgen. Sie ist ein edles Fräulein. Sie soll in dem Kloster leben, wo die Töchter unsrer Könige sind.

Zweyter Akt.

Erster Auftritt.

Der Prinz. Almeida.

Prinz.

Was sagst du, Almeida? Der König verweißt die unglückliche Castro aus seinem Reiche, übergiebt sie den Spaniern?

Almeida.

Ja, Prinz, wollte Gott, ich dürfte dirs nicht sagen.

Prinz.

Und ich lebe noch? Ists möglich? Kann der König so grausam seyn? Dich Unschuldige opfern? Ists möglich, Almeida?

Almeida.

Coelho und Alvaro riethen es, der Gesandte von Spanien war auch dabey, und der König hat es unterzeichnet.

Prinz.

O es kommt ein Tag der Rache! Almeida, was soll ich thun? Wie soll ich sie retten? Weißt du Rath? Rathe! Ich kann nicht denken.

Almeida.

O Prinz, da ist wenig Rath.

Prinz.

Ich will hin zum Könige, will mich zu seinen Füssen werfen, will ihm sagen, daß das heilige Band uns bindet.

Almeida.

O Prinz, ist dein Leben, ist ihr Leben dir lieb, so thue es nicht.

Prinz.

Wie, glaubst du, sie könnten auch gegen ihr Leben sich verschwören?

Almeida.

Ich fürchte alles von den grausamen Räthen. Schon fiel hier und da ein Wort.

Prinz.

Ists möglich im Menschenherz? O unglückliche Castro! Hilf du, allmächtiger Gott, du mußt helfen, wenn Menschen nicht mehr Menschen sind. Ich habe ihr meine Hand vor dir gegeben, nun gebeutst du, ich muß sie schützen. Komm, Almeida!

Almeida.

Fasse dich, Prinz, ich sehe den Gesandten.

Prinz.

Der Gesandte? Mich fassen? Ja. Der Schmerz wird Wuth.

Zweeter Auftritt.

Der Prinz. Almeida. Der Gesandte.

Gesandter.

Erlaube, Prinz, daß ich dir Glück zu dem heiligen Bande wünsche, damit du heute Portugall und Spanien bindest.

Prinz.

So? Du hasts also überwunden, was dem entgegen stand? Ist die unglückliche Castro schon verwiesen? Sage! Es war ja doch dein Rath.

Gesandter.

Wenn der König, dein Vater, gebietet, so geschieht es.

Prinz.

So wisse dann du auch, und sage es deinem König, daß der Tag kommen wird, wo sie mit Blut ihre Thränen zahlen, mit Blut sie mir wieder geben sollen.

Gesandter.

Prinz, Spanien ehrt deinen Muth und dich. Wir zittern aber nicht vor Stolz und Drohen.



Prinz.

Das sey! So wisse dann, daß Castro meine ist, und ich auf ewig ihr. Ich habs ihr gelobt. Schicke diese-Antwort nach Spanien, und mit ihr deine Infantin.

Gesandter.

Gut, Prinz! Ich wills schicken. Aber glaubest du, daß Spanien diesen Schimpf ertragen wird? Wir sehn uns wieder, aber im Feld und in Waffen.

Prinz.

Mögt ihr doch! Das Fliehn habt ihr gelernt. Lernts wieder.

Gesandter.

Prinz, du bist noch jung, und täuschest dich.

Prinz.

Schweig!

Gesandter.

Ich bin dein Vasall nicht, Prinz. Ich bin ein Spanier, und als Gesandter Fürst, wie du, und fürchte dich nicht.

Prinz.

So lerns. (Zieht den Degen.)



Dritter Auftritt.

Der Gesandte. Der Prinz. Der König.

König.

Verwegner, was thust du? Ist kein Gesetz dir mehr heilig?

Prinz.

Sollen sie mir heilig seyn, so schone du auch mich, oder du siehst noch ehe ich sterbe, was Muth und Verzweiflung vermag.

König.

Unwürdiger Sohn, wenn du dann die heiligsten Bande brichst, und meine Jahre und Vaterliebe nicht achtest, so fühle nun auch die Strafen des Königs. Das Schloß sey dein Gefängniß, bis du deinen Sinn geändert hast.

Prinz.

Ich gehorche, du bist König. Ich gehe hin, wo du gebietest. Ich kann auch sterben, wenn du willst, aber der Infantin kann ich meine Hand nicht geben. (Geht ab.)

König.

König.

Graf, du mußt als ein weiser, edler Mann, die Hitze eines Jünglings vergeben, den Schmerz und Leidenschaft verwirrt.

Gesandter.

Es ist mein König, Herr, du weißt es selbst, der damit beleidigt ward, nicht ich; doch wird es ihm, wie ich glaube, völlig genug thun, was du so edel und gerecht verordnet hast. Wisse aber, der Prinz drohet Castro mit Gewalt der Waffen aus unserm Reiche zu holen. Er sagt, daß sie ewig sein ist, und er ewig ihr, und gebietet mir, die Infantin mit dieser Antwort zurück zu schicken.

König.

Thörichter Jüngling! Fürchte nichts, Graf, verlaß dich auf mich. Ignez soll eilends nach Spanien, und ich will alles mögliche thun, den Prinzen zu sich selber zu bringen.

Gesandter.

Dein edles Herz, o König, zeigt, was wahre Treue und Freundschaft ist. Erlaube jetzt, daß ichs an meinen König schreibe, und wie bey allem,

was

was geschehen ist, deine Freundschaft unverändert bleibt.

König.

Geh Graf, du bist der größten Achtung werth.

Vierter Auftritt.

Der König. Coelho. Alvaro.

König.

Freunde, das Uebel wird grösser. Alle meine Wachsamkeit war vergebens; der Prinz und der Gesandte sind sich durch einen unglücklichen Zufall begegnet, und wie sehr ich auch geeilt bin, so war es doch zu spät. Der Prinz hat ihn mit vielem heftigen Worten beleidigt, den Degen gegen ihn gezogen, und ihm gesagt, daß Castro seine Gemahlin sey, und die Infantin wieder nach Spanien zurück soll.

Alvaro.

Erstaunende Verwegenheit!

Coelho.

Und was wirst du nun Spanien für Genugthuung geben?

König.

König.

In Gegenwart des Gesandten selbst habe ich den Prinz nach dem Schlosse gefangen geschickt. Die Castro soll unverzüglich nach Spanien, und ich will sehn, ob ich mit Strenge überwinde, was ich mit Liebe nicht konnte.

Coelho.

Du erwählst zwar die Strenge zu rechter Zeit. Aber ich sage es dir nochmals, mein König; die Verweisung der Ignez ist nicht genug, uns zu retten. So lange sie lebt, ist alles vergebens.

König.

Geh, ich hasse deinen grausamen Rath. Wie soll ich ein unglücklich Weib verdammen, die vielleicht hintergangen, vielleicht gezwungen, sich meinem Sohne ergab? Sie hat keine Schuld gegen uns, als daß Pedro sie liebt. Laß sie erst fern seyn, so will ich die Bande schon lösen.

Alvaro.

Die Bande, König? Bande, wie die sind, löset nur der Tod.

König.

Was willst du damit sagen, Alvaro? Rede weiter.

Alvaro.

Der Prinz ist im Geheim vermählt, und Castro ist seine Gemahlin.

König.

Wie? Und du weißt es gewiß?

Alvaro.

Wir suchen noch die Gewißheit zu erfahren. Aber die Sage ist in aller Munde.

König.

Wer will auf Sagen achten, was Unwissende reden! Die Widersetzlichkeit des Prinzen giebt dazu Anlaß.

Alvaro.

Die Sage, mein König, hat diesmal Recht. Denn die Liebe des Prinzen zeigt es, und die Wuth, mit der er jetzt handelt.

König.

König.

Nein, Alvaro, es ist unmöglich.

Coelho.

Wenn es nun aber so ist, wie dann?

König.

Dann, Freunde, schiffen wir im Sturm und ohne Ruder.

Coelho.

Ja, doch ist der Hafen nah, aber nur ein einziger, gehst du ihn vorbey, so sind wir verlohren.

König.

Ich kann so grausam nicht seyn.

Coelho.

Grausam? Grausam, Herr, bist du, wenn du nicht darauf denkst, das Unglück von unsern Häuptern zu wenden. Soll dein Volk unter der Geissel eines Kriegs seufzen, der ungerecht ist? Oder meynst du, das stolze Spanien werde nicht kommen, um einen Schimpf, wie dieser, zu rächen? Unsre Felder sind noch roth vom Blute, das

 dein

dein Volk gegen die Ungläubigen vergoß! Noch weinen die Wittwen verlassen mit ihren unglückli- chen Kindern, die Mütter um ihre Söhne; du weißt es selbst, o König, dein Reich erhebt kaum ein wenig das Haupt, aus jenem Elend und Pla- gen. Solls ihnen nun ganz erliegen, da du mit einem einzigen Leben es retten kannst?

Alvaro.

Und sieh, Herr, am Feinde von aussen ists nicht genug. Du wirst auch Feinde von innen haben. Die stolzen Großen des Reichs, und ihre Weiber, werden sie es dulden, daß Jgnez ihre Königin wird? Sie ist zwar von edler Geburt, aber jede glaubt sich ihr gleich, und sie werden sie nicht erkennen. Schon laufen diese Gerüchte im Volk, und alles will den Tod der Castro. Wir sind nicht grausam, wenn wir dirs rathen, o Kö- nig, du hörst unsre Gründe. Es ist Weisheit, Vorsicht der Könige, was du Grausamkeit nennst, und hast du ein Mißtrauen in unser Herz, so rufe von den Großen, die dir folgen, die Weisesten und Rechtschaffensten zusammen. Höre ihren Rath, und laß sie entscheiden.

König.

König.

Verblendete Menschen, die ihr die Könige für glücklich haltet! Wie schwer ist mir heute Zepter und Krone! Soll ich dann die Arme verdammen? Sie ist vielleicht unschuldig! — Geht Freunde, suchts zu erfahren, ob Pedro ihr Gemahl ist; und ists, so soll der Rath der Großen entscheiden.

Alvaro.

Ignez kömmt mit ihren Kindern. O König, sey standhaft!

Fünfter Auftritt.

Der König. Coelho. Alvaro. Ignez mit ihren Kindern. Leonore.

Ignez.

Gütiger König, die Unglückliche, die du hier in so vielen Thränen zu deinen Füssen siehst, die ists, die dein Sohn liebt. Diese zarten Kinder sind deine Enkel: Sie küssen deine Hand, und bitten dich für mich, und deinen Sohn. — Erweichen dich meine Thränen nicht, nicht diese unschuldigen Kleinen, so wende deinen Zorn gegen

mich allein, und schone deines Sohns — Er kann dir nicht gehorchen, König. Gottes Gebot ist über deins, und er ist mein Gemahl.

König.

Undankbarer Sohn! Wie hast du gegen deinen Vater gehandelt? Was ist nun das Ende?

Alvaro.

Sieh, Herr, die Zweifel sind entschieden.

Ignez.

Vergieb, vergieb dem Sohn deiner Liebe: Er liebt dich auch, und kennt keinen Ruhm, als dein Sohn zu seyn. — Bey dieser Vaterhand, die ich Unglückliche küsse, bey diesen unschuldigen Kindern, in denen du die Kindheit deines Sohns, und die Hofnung seiner Jugend wieder siehst — Du siehst auch meinen Jammer — Ich nahm meine Zuflucht zu dir, zu dir allein, höre mich, gütiger König! Du hast ja nie den Unglücklichen von deinem Throne gewiesen — Du bist barmherzig und gut, die leidende Unschuld floh immer zu dir — Aber du schweigst — du willst meine Thränen nicht sehen — O wende dich nicht

von

von mir! — Sieh, ich kam mit Thränen und Seufzern zu dir — Wende dich nicht von mir.

König.

O schrecklicher Tag!

Ignez.

Lieben Kinder, so ists dann wahr, was mein Herz mir geahndet. Ihr verliehrt eure Mutter, verliehrt sie bald. Sie weinte umsonst, niemand war, der sie schützte.

König.

Unglückliche Ignez, glaube nicht, daß mein Herz grausam und fühllos gegen dich ist. Es blutet wie das deine. Aber wie soll ich dich trösten?

Coelho.

Die Zeit vergeht. Sire, man wartet deiner im Rath.

König.

Regiere du mich, Gott, der du die Könige regierst.



Sechster Auftritt.

Ignez, ihre Kinder. Leonore.

Ignez.

Es ist entschieden! — Ich sterbe — Lebt ihr, meine theuern Kinder, lebt, und möchtet ihr doch nie das Schicksal eurer Mutter erfahren. Ich sterbe, ihr Lieben, ich sterbe; und ihr habt keine Mutter mehr. Ihr schlaft nicht mehr an ihrer liebenden Brust; diese Hand trocknet eure Thränen nicht mehr; leitet nicht mehr euern Gang. Aber doch habt ihr einen Vater, der eben so zärtlich euch liebt. Mit diesem Trost will ich sterben — Ich Unglückliche! Auch dieser Trost ist falsch. Euer Vater folgt mir im Tode, oder liegt unter der Gewalt, und dann seyd ihr vergessen; ein Opfer jener Fürstin, die mir folgt — O meine armen Kinder, unglücklich wie eure Mutter.

Leonore.

Hoffe, meine Fürstin, hoffe, suche du nicht selbst den Tod. Der König ist gerecht und gut: Er hielt oft die Thränen im Auge zurück, und sah dich mitleidig an. Sein Herz war erweicht.

Ignez.



Ignez.

Du hoffst vergebens, meine Freundin. Sie nahmen den Prinz gefangen, um seine Ignez sicher tödten zu können. — O mein Pedro, wie wirds dir seyn, wenn du hier wieder zurück kömmst: Wenn du diese Wände gefärbt mit meinem Blute siehst: Diese Pfänder unsrer Liebe, die so innig dich freuten, Mutterlos. — O kommt meine Lieben, kommt an meine liebende Brust, die euch nährte. Vielleicht die letzte Umarmung! Die Mörder kommen bald. — O Sohn des Ewigen, und du Heilige Jungfrau, du weißt meine Unschuld, und siehst dies Herz, hilf mir! Ich will hin zu deinen Altären! Nur du kannst mich retten. Kommt mit mir, arme hülflose Waysen.

Dritter Akt.

Erster Auftritt.

Ignez. Leonore.

Ignez.

Ja, treue Freundin, ich will dir gehorchen, ich will wieder zum König, wieder zu seinen Füssen

 mich

mich werfen. Ich bin dirs schuldig, mein Pedro, auch euch, meine Lieben. Vielleicht erweiche ich sein Herz. — Doch ach, was täuschest du mich, Leonore? Das Volk will meinen Tod, die grausamen Räthe rathen es, der König hälts für seine Pflicht.

Leonore.

Es ist noch Hoffnung, theure Fürstin. Es ist noch Hoffnung, verzweifle nicht, der König war nie grausam.

Ignez.

Nun, mein Pedro, so lebe du, lebe wenigstens du. Ich sterbe um dich, aber ich liebe dich sterbend. — Ihr meine Kinder werdet sein Trost. Er sehe euch mit Freuden, ob er gleich die Mutter nicht sieht, die ihm so lieb, so theuer war. — O meine Lieben, wie liebte ich euch, wie kann ich euch lassen.

Leonore.

O daß ich keinen Trost dir geben kann, als meine Thränen! Liebe Fürstin, die Zeit kömmt. Fliehe zum König, hoffe auf ihn und auf Gott.

Ignez.

Ignez.

Es sind Löwen, Freundin; ich besänftige sie nicht.

Leonore.

Allmächtiger Gott, der du aus den Tiefen des Meers, die du retten willst, rettest, hilf ihr, und erweiche diese Herzen.

Ignez.

Komm, Freundin, komm.

Zweyter Auftritt.

Ignez. Leonore. Almeida.

Almeida.

So lebst du noch, Fürstin, und bist frey?

Ignez.

Und mein Pedro?

Almeida.

Er lebt auch, und sendet mich zu dir. Coelho und Alvaro haben dich zum Tode verdammt, und jetzt sind die Großen des Reichs versammelt, und

sprechen das Urtheil über dich. Dein Prinz läßt dir sagen, Fürstin, du sollst fliehen, bis seine und deine Tage glücklicher würden, bis sein Arm wieder frey ist. Du sollst nicht für deine Kinder zittern; er will ihr Vater seyn, sie sollen ihn trösten, bis er dich wieder sieht.

Ignez.

Das sagte mein Pedro, und wie lebt er?

Almeida.

Er nennt dich, er nennt seine Kinder, und sieht zu Gott auf. — Aber, Fürstin, er gebietet dir Eil. Die Sonne geht unter, alles ist bereit. Du weißt die geheime Thür im Garten des Pallasts. Verkleide dich, ich erwarte dich da, mit Freunden, die gern das Leben für dich geben. Aber noch ist keine Gefahr, noch bist du sicher, und die Nacht schützt uns.

Ignez.

Ja, Almeida, ich gehorche. Ich will zu meinen Lieben — das letzte Lebewohl — Aber ich eile, erwarte mich hier.

Dritter Auftritt.

Almeida allein.

Almeida.

Wie glücklich waren diese beyden Liebenden, und nun, wie unglücklich sind sie! — So schützt dann auf Erden weder Unschuld, noch Liebe, noch Tugend? — O warlich, es muß nach diesem Leben ein anders noch seyn! — Himmel, da kömmt der König, wo soll ich mich verbergen?

Vierter Auftritt.

König. Almeida.

König.

Almeida!

Almeida.

Hier bin ich, mein König, was ist dein Befehl?

König.

Du kömmst von dem Prinzen zu seiner Ignez? Ich sehe es gern, Almeida. Denn ich wünschte dich zu sehn. Mich umgeben nichts als grau-

same

same Räthe. Ich höre nichts, als blutdürstige Stimmen, die der Castro ihr Leben fodern. Lieber Almeida, ich konnte nicht mehr widerstehn. Ich habe das schreckliche Urtheil unterzeichnet.

Almeida.

Und das konntest du, guter König, das konntest du?

König.

O Freund, ich thats, aber mit blutendem Herzen. Ich sah die arme unglückliche Ignez, wie sie vor mir weinte, und die kleinen unschuldigen Engel um sie; es war mir, als ruften sie Rache zum Himmel, unschuldig vergoßnes Blut.

Almeida.

Nun so höre diese Stimmen, König. Sey gut und gnädig, wie du es von Natur bist. Die so unglückliche Ignez verdient es. Sie ist unschuldig. Dein Sohn verdient es auch. Du raubst ihm mit ihrem Tode das Leben. O König, du weißt nicht, was dein Sohn leidet, wie er in tiefstem Schmerz verstummt, und nur dann und wann, voll Verzweiflung die Augen zum Himmel aufhebt, und

einen

einen rächenden Arm, der vielleicht gegen ihn selbst wütet.

König.

Sey ruhig, Almeida. Ich habe alles widerrufen — Da kömmt der Gesandte. Was wird er bringen?

Fünfter Auftritt.

Der König. Almeida. Der Gesandte.

Gesandter.

Großer, unüberwundner König, das Schicksal der unschuldigen Castro bringt mich gerührt zu dir. Ich bitte um ihr Leben. Ich weiß, Herr, du hast wider dein Herz, durch die Stimme der Räthe übermocht, ihr Urtheil unterschrieben, und kämpfst mit dir selber. Folge, guter König, folge deinem Herzen, und nicht der blinden Wuth deiner Räthe. Die Spanier sind edel, mein König, und zweifeln nicht an deiner Treue und deinem Wort. Sie werden nichts von dir fodern, glaube mirs, wenn sie wissen, wie unmöglich es ist, daß du dein Wort erfüllst. Das Band ist ja unauflöslich,

löslich, das deinen Prinzen bindet, und es durch den Tod der unschuldigen Castro zu lösen, ist Grausamkeit, die nicht erhört ist, die nicht in deinem edlen, gutem Herz seyn kann. Die dir zu dieser Strenge rathen, sind Tiger-Herzen, grausam von Natur, oder es haben sie Leidenschaften geblendet.

König.

Du edler, großmüthiger Mann, ich bin deinen Wünschen zuvorgekommen. Das Todesurtheil ist widerrufen. Ich habe den Räthen andre Befehle geschickt. Der Prinz ist entlassen, und was auch die grausamen Räthe und Volk sagen, Ignez ist sein. Gott hat es also verordnet, und wir sehn oft seinen Rath nicht.

Almeida.

Dank sey dirs, du guter König.

Gesandter.

Titus wirst du heissen, dein Sohn und auch dein Reich wird dich segnen. Ich gehe der Infantin entgegen. Sie hat ein edles Herz, und wird vergeben.



König.

Ja, Freund, gehe. Ich selbst will dir folgen, sobald der Tag morgen anbricht. Geh du, Almeida, rufe die arme Ignez, ich will sie selbst trösten. Ich erwarte den Prinz.

Sechster Auftritt.

Der König. Der Prinz.

Prinz.

Hier ist dein Sohn, König, und küßt deine väterliche Hand. Zu gering sind deine Strafen für mein Verbrechen. Aber, Vater, wie soll ich leben, wenn du meine Ignez zum Tode verdammst? Sie ist meine Gemahlin, das heilige unauflösliche Band hat uns gebunden. Sie ist unschuldig. Soll ich sehen, wie die blutdürstigen Mörder sie vor meinen Augen zerfleischen?

König.

Sey ruhig, mein Sohn, deine Castro kömmt, und soll dirs selbst sagen, daß ich ihr vergeben. Ich habe das Urtheil widerrufen, und sie ist dein.

Prinz.

Prinz.

O Vater, o Vater! — Laß die väterliche Hand mich küssen, die wie Gottes Hand mich aus dem Abgrunde rettet. So bist du mein, o Ignez! Ihr seyd mein, geliebten Kinder. Unser König ist unser Vater? — Doch was hör ich, gütiger Gott — Welch Weinen!

Siebenter Auftritt.

Der König. Der Prinz. Leonore.

Leonore.

O König, o Prinz, sie ist nicht mehr!

Prinz.

Was weinst du, wer ist nicht mehr?

Leonore.

O ich Unglückliche! O Prinz, deine Gemahlin ist nicht mehr!

Prinz.

Sie?

Leonore.

Ja, Prinz.



Prinz.

Allmächtiger Gott! Sie starb für Schmerz?

Leonore.

Nein, Prinz, Mörder brachten sie um.

König.

O unglückliche Castro!

Leonore.

Sie war zur Flucht bereit. Wir Armen umgaben sie und ihre Kinder. Sie floh von Arm zu Arm, von Kind zu Kind, das letzte Lebewohl, und drückte sie an ihre Brust. Die Kinder weinten laut, o Gott, es erbarmte dich nicht!

Prinz.

Ich Unglücklicher!

Leonore.

Die Mörder kamen mit blossen Dolchen, deine unglückliche Fürstin wollte fliehen, ihre armen unschuldigen Kinder um sie, und hängten sich an ihr Kleid. Wir riefen laut nach dir, o Prinz, und Gott um Hülfe. Aber es war keine. Sie durchstachen sie. O mein Pedro! war ihr letztes Wort.

Sie hob ihre Hände zum Himmel und starb, ihre Kinder um sie, mit ihrem Blute gefärbt. — Die Mörder giengen kalt davon. Es kam ein Befehl von dir, o König, sie wollten ihn nicht hören.

Prinz.

Du hörsts, o Gott! Wer sind die Mörder?

(Geht ab.)

Leonore.

Coelho und Alvaro.

Letzte Scene.

Der König. Leonore. Coelho. Alvaro.

König.

Ihr habts gethan? Ihr Mörder?

Coelho.

König, es war dein Befehl.

König.

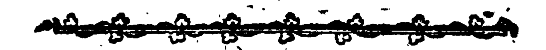
Mein Befehl, Grausame! ihr wißts. Ich strafe euch nicht. Ich tödte euch nicht. Aber der Tag der Rache wird kommen.

IV.

Ignez de Castro.

Trauerspiel
aus dem Portugiesischen
des
Antonio Ferreira.

Auszugsweise
von
H. v. Z.



Ignez de Castro.

Erster Akt.

Erste Scene.

Ignez. Donna Clara, (die sie erzogen.)
(Noch sind Ignez und der Prinz nicht vermählt.)

Ignez.

Sucht Blumen ihr meine Gespielen,
Zu tausend und tausend
Die schönsten Blumen des Lenz!
Umwindet die güldnen Locken,
Von Ros' und Liljen flechtet den Cranz.
Es töne die Harfe der Liebe;
Es töne der holdre Gesang.
O feyert ihr Lieben den seligen Tag,
Der Ignez, eurer Gespielin, seligsten Tag!

Clara.

Was für Freude, was für Fest und Gesang foderst du?

Ignez.

Ignez.

O meine Mutter! freue dich auch, hilf mir mich freuen.

Clara.

Sage mir erst, liebe Ignez, was ich sehe? Freude ist in deinen Worten, und die Thräne im Auge? Warum bist du freudig und betrübt zugleich?

Ignez.

O, die du so froh siehst, betrübt ist sie nicht.

Clara.

Und warum weinst du dann?

Ignez.

Die Freude hat auch Thränen, Clara; süße Thränen.

Clara.

So sage mir denn dein Herz ganz, daß ich mich auch mit dir freuen könne.

Ignez.

O Mutter, mir ist heute ein schöner Tag aufgegangen, ein Tag der Ruhe.



Hier folgen einige Verse ganz ohne Zweck, bis Ignez auf die Liebe ihres Pedro kömmt.

Du weißt es, o Mutter,
Wie fast noch in deinen Armen,
In zartster Blüthe der Jugend,
Wie diese Augen in ihm ein Feuer entzündet.
Es glühte die Flamme: Sie glüht noch
Rein, heilig, und treu.
Um mich war ihm Thron und Zepter zuwider,
Um mich haßt' er der Fürstinnen Namen,
So groß war ich in seinen Augen geachtet.
Wie lang hat er widerstanden! Mit Thränen
Gab er der Fürstin die Hand,
Die Waffen und Blut uns gebracht,
Ihm brachte sie Jammer und Schmerz.
Er gab ihr die Hand,
Lieb', Sehnsucht und Treue blieb mir.
Mit Thränen dacht er des Tages,
Der ihn auf ewig gebunden,
Auf ewig getrennt,
Irrt einsam umher,
Allein, ohne Freund,
Verweinend sein Leben.

Ignez, sein Wunsch, sein Gespräch, seine Seele.
Sie sah er in allem,
Sie sucht er allein. —
Ich liebte ihn auch.
Wer kann das Feuer der Liebe
Im Herzen begraben?
Es flammt im Auge so hell!
Ich sahs in den seinen:
Die seinen sahens in mir.

Ignez erzählt den Tod der Constancia, und wie der Infant nun ganz ihr eigen geworden, das Volk aber, und die Räthe des Königs ihrem Glücke widerstanden, und oft die süßesten Tage der Liebe mit Schrecken verbittert. Wie dann einst ihr Pedro sie in Thränen gefunden, wie sie ihn beschworen, ihrem Herzen Ruhe zu geben.

Bey diesen meinen Thränen,
Bey deiner lieben Hand,
Die du Getreuer mir gabst:
War ich in deinen Augen einst schön,
War ich dir einst lieb,
Sagt es je dein Herz dir,

Ich liebe dich auch, so wie du mich liebst:
So sey mir ein Schutz,
Du mein Alles auf Erden;
Dein Vater gebietet,
Das Volk und sein Rath stürmt auf dich.
O könntest du einst deiner Ignez vergessen.
So laß mich dann sterben, o Lieber,
Von deiner Hand will ich sterben —
Und süß, und Wohlthat ist mir der Tod!

Clara.

Du rührst mich bis zu Thränen.

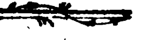
Ignez.

Wie rührt' ich ihn! Er umschlang mich fest mit seinem Arm, und drückte mich an die geliebte treue Brust. Meine Thränen flossen.

(Der Prinz gab ihr an diesem Tage die Hand, und vermählte sich mit ihr.)

Clara.

O nun kenne ich deine Freuden, und ihre Thränen. Ich weine auch, und freue mich.



Ignez.

Ja, Freundin, nun erst kann ich leben, nun bin ich erst froh.

Clara.

Wohl, liebe Ignez, aber bleib auch wie du warst, bescheiden und sanft.

Ignez.

O liebe Mutter, sey du mein Rath und Freundin, wie du es bisher gewesen. Laß die Freude und das Glück mich nicht verderben.

Zweyte Scene.

Die Vermählung ist geschehen. Der Prinz wird darum verfolgt. Er ist allein. Ein langes, feyerliches Gebet zu Gott, ihm Sanftmuth in das Herz zu geben, und des Volks und seines Vaters Wuth zu stillen.

Dritte Scene.

Der Prinz und sein Sekretair, der ihm die unzeitigsten Vorstellungen gegen diese Liebe thut, die der Prinz mit Ungeduld beantwortet.

Zwey

Zwey Chöre: Eins das Glück, das andre, die Gefahren der Liebe zu besingen.

Erstes Chor.

Amor hat Flammen,
Amor hat Thränen,
Jüngling und Mädchen
Fürchte sie nicht:
Amors Flamme zehrt nicht,
Amors Thränen sind süß:
Er kömmt mit weichen, liebenden Händen,
Und trocknet sie selbst.

Sieh, wie ist sein Köcher gewaffnet,
Mit spitzigen Pfeilen!
Jüngling und Mädchen
Fürchte sie nicht:
Leicht ist die Wunde,
Süß ist der Schmerz:
Er kömmt mit weichen, liebenden Händen,
Und heilet sie selbst.



Zweytes Chor.

Im sanften jungfräulichen Busen
Des frommen, heiligen Mädchens
Schleicht er, ein Mörder sich ein!
Sie weint — sie flehet — Vergebens!
Er flieht und kömmt wieder.
Das Fünklein macht er zur Flamme,
Die Asche zur Glut.
Verwundet das Auge zuerst,
Dann schleicht er ein Gift,
Durch alle Adern zum Herz.
In zaubrischem Schlummer begraben
Schläft sie, träumt süßen Betrug,
Bald kommen die Thränen,
Blutige Thränen, und werden zum Strom.

Zweyter Akt.

(Hat nur eine Scene.)

Der König ist in Montemor, und hält Rath über die Donna Ignez.

König.

Güldner Scepter, dem, der dich nicht kennt, wie schön, und wie lieb! — Und wer es wüßte,

wie

wie wenig du das bist, was man glaubt, der würde auch von dieser Erde dich nicht aufheben, wenn er dich also fände, lieber mit stolzem Fuß dich zertreten. — Uns blendet der Schimmer von diesem Golde. Aber warlich es ist Erde, wie andre, und schwerer zu tragen. — Das Reich ist wie eine Veste, und die Könige seine Warten, Glück, und Feinden zuerst übergeben: das Schild des Volks, statt seiner die Pfeile aufzufangen. Wer es nicht thut, regierte nicht wohl; und wer es that, ist der beneidenswerth?

Es wird darauf Rath über die Donna Ignez gehalten, und der König übergiebt den Schluß seinen Räthen, und beschließt mit folgender Stelle.

König.

Der ist allein König, aber noch ward sein Name nicht gehört, der frey von Furcht und Hoffnung und Wunsch seine Tage verbrachte. — Ich muß oft fürchten, oft mich verstellen, oft darf ich nicht wie ich will — Auch ein König darf nicht; fürchtet das Volk; muß leiden; im Geheim seufzen, heucheln! — Und was thut der Sklav mehr? — Jetzt floh ich zum Rathe derer, die

ich

ich für treu halte — O möge michs auch vor dir retten, o Gott! Oder zeige mir deinen bessern Weg bald, damit ich dem hohen Beruf gemäß handle, mit dem du mich rufsest. — Und ehe ich sterbe, so löse auf eine Zeitlang diese Bande, damit ich mich selbst besser erkenne, und mit leichterm Fluge zu dir auffliege, als den eine Last wie diese beschwert.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Donna Ignez ist allein in Coimbra. Der Infant auf der Jagd.

Ignez.

Später brach nie ein Tag an, als dieser für mich. O liebe schöne Sonne, wie erfreust du diese Augen. Sie dachten diese Nacht nicht, dich wieder zu sehen. Düstre traurige Nacht, wie lang warst du? Wie hast du mich, Arme, mit deinen Schatten verfolgt? Ich glaubte, sie wär die letzte meiner Liebe — Und ihr, meine Kinder — lieben, schönen Kinder, in denen ich jenes holde Gesicht, euers Vaters Augen sehe — Ihr bliebt hier

hier zurück, von mir verlassen? — O banger, schrecklicher Traum, wie hast du mich erschüttert — Ich zittre noch, zittre durch alle meine Glieder — Gott wende es ab, daß er nicht Ahndung werde — Verwandle ihn in glücklicher Schicksal, in heitrere Tage — Ihr werdet ja erst aufwachsen, meine Kinder — Ihr weint, weil ich weine? Ich weine um euch, o meine Kinder, so klein noch — Die euch im Leben so liebt, so für euch zittert, und zagt, wie wirds ihr im Tode seyn? — Doch ihr werdet ja leben, ihr werdet leben, und aufwachsen, daß ich es noch sehe, wie ihr über diese Gefilde auf den schönen, muthigen Rossen, die euer Vater euch bewahrte, gejagt kommt, wie ihr mit ihnen über den Fluß schwimmt, um diese eure Mutter zu sehen — im Kriege euern Feinden ein Schrecken. O dann komme der Tag meines Schicksals, mich zu suchen! — Es komme der Tag, der meiner wartet! — Ich bleibe in euern Augen zuruck, meine Kinder! — Euer Leben rechne ich sterbend für meins.

Clara.

Ignez, du hattest eine unruhige Nacht. Was weintest du, Liebe?

Ignez.

Ignez.

O meine Mutter, ich habe diese Nacht den Tod gesehen. Er war schrecklich und grausam!

Clara.

Du weintest laut, ich war vor Schrecken ausser mir.

Ignez.

Noch jetzt ist meine Seele ganz betrübt, und schaudert von dem vergangenen Schrecken — Müd von den Sorgen und der Sehnsucht, die mein Infant, allezeit mitnimmt, und zurückläßt, schlief ich endlich ein, aber tief betrübt, und es war der bängste, schwerste Schlaf, den je ein trauernd Herz gehabt hat. Ich träumte und war allein, in einem finstern, traurigen Walde, ganz mit schwarzen, düstern Schatten bedeckt, und hörte von fern die Stimme reissender Thiere — Ich erstarrte, konnte nicht rufen, nicht fliehen, halbtodt umarmte ich meine Kinder. Da kam ein wütender Löwe, und wollte mich fassen, kehrte aber besänftigt zurück — Wie er aber gieng, da kamen, ich weiß nicht woher, so viel reissende Wölfe,

und zerfleischten mich. Ich rufte zum Himmel auf — ich rufte meinen Pedro — Er hörte mich, aber er säumte — Ich starb mit unaussprechlichen Schmerzen eines ewigen Scheidens, daß es mir noch ist, als wäre alles dahin. — Und diese traurige Seele riß sich so blutend los, wie die so früh von hinnen muß, wo sie so glücklich war, und auf ewig den nicht mehr sehen soll, der sie so innig liebt.

Clara.

Gott segne dich, liebe Ignez! Das alles sey ferne von dir! Sieh, ein trauriges Herz hat oft solche Erscheinungen. Von den Trauren und Sorgen, damit du einschliefst, kam dieser Traum.

Ignez.

Liebe, ich weiß nicht, wie es mir ist, was für eine Last so schwer dies arme Herz drückt. Wenn ich sonst allein war, wie ich es jetzt bin, waren die Träume von meinem Infanten, alle so froh, so süß. Ich wünschte die Nacht, um mich des Betrugs und seines Bildes, mit dem sie mich täuschte, zu freuen. Da sah ich ihn, da glaubte ich, er stünde vor mir. — Ich redte mit ihm —



Er mit mir — Oft dieselbigen Worte, die er beym Lebewohl mit Thränen mir sagte, sagte er hier wieder mit Thränen, und ich hielt ihn fest in meinen Armen zurück, bis ich erwachte. — Der süße Betrug erhielt mich von der Nacht bis zum Tage. In dieser schrecklichen Nacht verlohr ich ihn und das Leben.

Clara.

Du wirst andre Tage sehen, die schöner und glücklicher über dir aufgehen, wo die Krone, die deiner wartet, auf diesen güldnen Locken stehen wird. Sey ruhig indeß, liebe Ignez, sey wieder ruhig. Vergiß jene Schatten und Schrecken. Lebe Ignez, damit auch der leben könne, der dich so innig liebt. Er hat ja kein ander Leben als deines.

Ignez.

Nie sehnten sich diese Augen so sehr nach ihm. Nie dacht ihn mein Herz so sehr meiner vergessend. Gott nehm' ihn in seine Huth! — Gott nehme dich in seine Huth; mein Geliebter und mein Herr! Dich hält ein Unglück zurück — Mir sagt es das Herz — großes Unglück — Wie wallt dies

Herz

Herz dir entgegen. Es ist als wollte die Seele nicht in mir bleiben. Sie reißt sich loß, will auf Flügeln hin, wo du bist — du aber scheinst, sie zu fliehen, als verließest du mich. — O finstre, traurige Gedanken der Schwermuth flieht, flieht — verlaßt mich.

Clara.

O laß dein Herz dir kein Böses ahnden. Wie ein viel besser Schicksal erwartet dich — Rufe nicht selbst die Traurigkeit in dein Herz. Sie ist so schwer zu vertreiben. Kömmt sie doch oft in lachende Herzen, und bleibt Herr. Siehe, Ignez, sieh deine Lieben, diese theuern, süssen Pfänder der Dauer der Liebe, die sie dir gab. In ihren Augen erheitre die deinen, die du mit diesen Thränen trübst — Weine nicht, Ignez. Die Rosen deines schönen Gesichts verblühen. — Weine nicht — Trübe nicht diese schönen Augen — Laß uns, die auf Erden keine andre Freude haben, als sie, dies Trauern und diese Thränen nicht darinn sehen — Sieh, wie sanft der Fluß dahin fließt, wo Er so sehnsuchtsvoll steht. Er sieht dich von dort. Diese Wellen, denkt Er, kommen von dir, du hast sie gesehn — Er sieht

hier deine Zimmer, wo sein Herz, seine Seele ist. — Kannst du diesen reinen Himmel, diese schöne Fluren sehn, ohne dich zu freuen? — Höre den süßen Gesang der lieben kleinen Sänger, die unter jenen schattichten Bäumen dich immer wie erfreut empfangen. — O denk, Ignez, es kömmt ein Tag, wo du dies alles mit höhrer Freude genießen kannst, wo ohne Schrecken und Furcht, dein Geliebter ganz dein seyn wird, und auch dies Land dein ist.

Zweyte Scene.

Ignez. Clara. Chor der Jungfrauen.

Chor.

O schrecklicher Tag,
Unglückliche Ignez!
Was verkünden wir dir!
Tod! Ignez, liebe Ignez!

Clara.

Was sagst du? Rede!

Chor.

O laß mich weinen.

Ignez.

Tod? Er ist todt,
Mein Infant, mein Geliebter?

Chor.

Beyde werdet ihr sterben
Und bald.

Ignez.

Sie tödteten ihn, meinen Lieben;
Warum tödteten sie ihn?

Chor.

In dir tödten sie ihn,
Du sollst sterben!
Fliehe, Ignez,
Fliehe, du Arme.
Schon tönt der Huf
Vom Rosse der Mörder.
Sie kommen! — Der König,
Ein grimmiger Löwe.
Fliehe, Ignez,
Fliehe, du Arme,
Nimm deine Kinder mit dir.

Ignez.

So wirst du denn wahr, schrecklicher Traum. — O warum glaubtest du dem Gesichte nicht ganz, du ahndendes Herz.? — Flieh, meine Clara, flieh — Es ist ein Tag des Zorns — Ich bleibe — Ich bleibe allein zwar — aber unschuldig — Wenn auch der Tod kömmt, wenn ich auch sterbe — ich sterbe unschuldig — Ihr, meine Kinder, werdet leben, werdet statt meiner hier leben — O meine Kinder, so zart, so klein, wollen die Grausamen euch von mir reißen? — Sieh herab vom Himmel, o Gott! — Verlaßt mich nicht, ihr meine Gespielen! — Helft mir, ihr Männer von Coimbra! Ihr seht meine Unschuld — O weint nicht, meine Kinder, weint nicht. Ich weine für euch. — Seht mich einmal mit-Lächeln, eure liebende Mutter. Bald ist sie nicht mehr. — Kommt süße Gespielinnen, schließt um die Unglückliche den Kreis — Rettet mit Thränen ihr Leben.

Vierter Akt.

Erste Scene.

Der König kömmt mit seinen Räthen Ignez ermorden zu lassen. Ignez kömmt ihm entgegen.

Pacheco.

Schnell, o König, mußt du diese Sache entscheiden. Mitleid wäre hier grausam. Verschließe Augen und Herz für Thränen und Klagen.

König.

Siehe, da kömmt sie. O sie verdiente ein glücklicher Schicksal.

Ignez.

Sieh, mein König, hier ist die Mutter deiner Enkel: dies sind die Kinder des Sohns, den du so sehr liebst — Und hier die Arme, gegen die du gewafnet, und ohne Mitleid kömmst — Hier bin ich, ganz in deiner Hand. — Wäre es ja doch an einem Worte von dir genug gewesen. Ich habe deiner ruhig gewartet, vertrauend auf dich, und meine Unschuld. Die Unschuld flieht

den Gerechten nicht. — Und klagte mein Gewissen mich an, so wäre ich auch zu dir geflohen, und hätte dich im Tode für mein Leben gehalten. — Denn du bist gütig — Nun bist du selber gekommen. Laß deine väterliche Hand mich küssen. Es ist Wohlthat, daß du selbst mich und meine Schuld hast sehen wollen — Guter, gnädiger König, richte nun selbst. Worinn bin ich schuldig? Was siehst du in mir? Was siehst du in einer Armen, die sich so ganz in deine Hände ergab? — Und doch bist du so furchtbar gekommen, als wenn du gegen deine Feinde auszögest — Ich zittre, mich also vor dir zu sehen — Ein Weib, unschuldig, allein, so verlassen, niemand, der für mich redet? — Ich stamle; ich bebe! — Laß diese Kleinen für mich reden. Sie könnens noch nicht, Herr, mit ihrer lallenden Zunge — Aber mit ihren unschuldigen Seelen, mit ihrer Kindheit, mit ihrem Blute, das dein ist, reden sie. — Sie reden für mich — Höre sie. — Sie flehen dich um mein Leben — Laß sie nicht mutterlos seyn — Es sind deine Enkel — du hast sie noch nie gesehen. Laß sie nicht an diesem glücklichen Tage, den Gott ihnen gab, mutterlos werden.

König.

König.

O Ignez, dein Loos war hart, dein Schicksal ist grausam.

Ignez.

Nein, König, es ist glücklich, da ich in dieser Angst meines Herzens mich vor deinen Augen sehe. Sieh mich mit Gnaden, wie du auf Unglückliche siehst. — Ich bin ja auch unglücklich. — Kommst du denn würklich, Herr, mich zu tödten? — Warum tödtest du mich?

König.

Wenn es so ist, Ignez, so sinds deine Sünden, die das Urtheil über dich sprechen. Gedenke ihrer.

Ignez.

Meine Sünden? Gegen dich, mein König, zeiht mich das Gewissen keiner. — Gegen Gott, o viel! Aber er hört die Stimme des geängstigten Herzens, die zu ihm ruft. Er ist gerecht, und gut, und gnädig, und tödtet nicht, wie er könnte, giebt Leben und Wohlthat dem Sünder, und wartet, daß er ihm verzeihe. So thatest du ja auch,

 guter

guter König, so thust du auch noch. — O laß mich vor dir leben —

König.

Dein Tod errettet vielen das Leben. Sie wollen, daß du sterbest.

Ignez.

O ich Unglückliche! — So hörst du mich nicht, mein König? — O höre mich, höre nicht die Stimme des Zorns, der Wuth. —

Pacheco.

Donna Ignez, das Urtheil ist über dich gesprochen; laß die Seele wohl bereitet von diesem Körper scheiden, und bald, damit du nichts mehr zu beweinen hast, als diesen Tod allein.

Ignez.

O meine Freunde, warum besänftigt ihr nicht des Königs Zorn? Ich komme zu Euch; ich flehe Euch um Hülfe. Helft mir Barmherzigkeit erflehn. — Ritter, es ist euer Gelübd, den Unglücklichen zu helfen. Beschützt mich, ich sterbe unschuldig. Schützt mich, ihr habt Schuld an meinem Blut.

Coelho.

Bey meinem Jammer über diese Thränen, die du weinst, beschwör ich dich, brauche die wenige Zeit, die dir bleibt, für deine Seele. Was der König gegen dich thut, ist gerecht. Wir führten ihn hieher, nicht, um grausam gegen dich zu seyn, sondern ein Reich zu erretten, das diesen deinen Tod verlangt. O wollte Gott, daß es anders wäre. — Vergieb dem Könige, er ist nicht grausam. — Sind wirs, so ruft eine Stimme für dich Rache zum Allmächtigen, wenn die Absicht unsers Raths uns nicht rechtfertigen kann. — Leide den Tod mit Geduld. Er ist ein Opfer für Tausende. Leide ihn mit Geduld. Es wird dir eine größre Herrlichkeit werden, als die du hier hofftest. — Je ungerechter dir dein Tod scheint, desto herrlicher ist dein Lohn, dort, wo alles mit Maas und Gewicht gezahlt wird. — Wir, die wir dich mit Unrecht tödten, wie du glaubst, wir leben auch nicht lang, und stehn bald mit dir, vor dem Throne des großen Richters. — Ergieb dich Castro — Der Tod ist unwiderruflich.

Ignez.

O grausame Rede! Wer hat es je gehört? — Nun, mein König und Herr, soll ich dann sterben, so höre die letzten Worte der Unglücklichen. — Ich fliehe ja nicht: — Ich umfasse ja deine Knie. — Ich bin in deiner Hand.

König.

Was willst du, Ignez!

Ignez.

Was kann ich dir wollen, was kann ich dich bitten, daß du nicht sähest, es nicht wüßtest? O frage dein Herz, frage dich selbst, du hast ja auch einst geliebt. — Dein Sohn überlebts nicht. Gieb ihm das Leben in meinem — O meine Kinder, ihr seyd ganz Waysen! — Wie kann euer Vater euch sehen ohne mich? — Wie wirds ihm seyn, wenn er wieder zurückkömmt und euch allein sieht, ohne eure Mutter? — Wenn er sie sucht und nicht findet? — Diese Wände mit ihrem Blute gefärbt sieht? — O lebe, mein Fürst, lebe wenigstens du, ich flehe dich, lebe! Beschütze diese deine Kinder, die du so sehr liebst. Laß meinen Tod das Sühnopfer seyn. — O König,

du



du könntest es von unsern Häuptern wenden — Errette mich — Vergieb — Ich vermag nichts mehr zu sagen — Tödte mich nicht! — Tödte mich nicht! — Ich habs nicht um dich verdient.

König.

Du hast mich überwunden, Ignez. Gehe in Frieden. Lebe, so lange es Gott gebietet.

Zweyte Scene.

Ignez geht ab. Der König verbleibt mit seinen Räthen. Die Räthe überreden den König von neuem zum Tod der Ignez, mit allen den falschen Gründen, die der Geschichtschreiber anführt, der Furcht für die Unruhen im Reiche, für den Sohn der Infantin Constantia, für ihr eigen Leben, der Rache des Dom Pedro, der Schande, ein angefangen Unternehmen nicht zu vollführen.

König.

So befehle ichs dann nicht, und verbiet es auch nicht. Gott richte es. Ihr andern thuts, wie ihr wollt, wenn ihr glaubt, es sey gerecht, die keine Schuld hat, zu ermorden.

Coel-

men, wo sie lebt, wo ihre Augen glänzen. O Ignez, Ignez, meine Liebe, ewig Liebe. Wer mich von dir trennt, nimmt mir das Leben. Wir sind ja nur ein Herz, eine Seele. Nur ein Leben, nur ein Tod für uns beyde. — Wirds aber auch immer so seyn? Kömmt auch wohl ein Tag, da ich nicht mehr dich sehe — Da ich dich suchen werde, und nicht mehr finde — Meine Augen die deinen suchen, und sie ihnen nicht mehr leuchten können. O ich kann nicht daran denken ohne Thräne der Wehmuth, der Sehnsucht. — Wir werden ja noch leben, noch leben, und immer so treu, so selig, so zärtlich uns lieben. Du wirst ja diese Crone noch tragen, die diese Liebe dir gab, so eine andre Crone, als die Gewalt und Glück giebt. Dann bin ich am Ziel meiner Wünsche, dann geht deine Freude in dies Herz über, das jetzt öfters so bang für dich sorgte.

Bothe.

O Fürst, du siehst einen Unglücklichen vor dir.

Prinz.

Was ist dir?

Bothe.

O ich war grausam, daß ichs übernahm, dir zu sagen.

Prinz.

Was ists? o Gott! Rede!

Bothe.

Deine Ignez lebt nicht mehr.

Prinz.

Was sagst du? Ignez lebt nicht mehr?

Bothe.

Sie starb den grausamsten Tod. O ich kanns nicht vollenden.

Prinz.

Sie ward ermordet?

Bothe.

Ja.

Prinz.

Wie? Wer sind die Mörder?



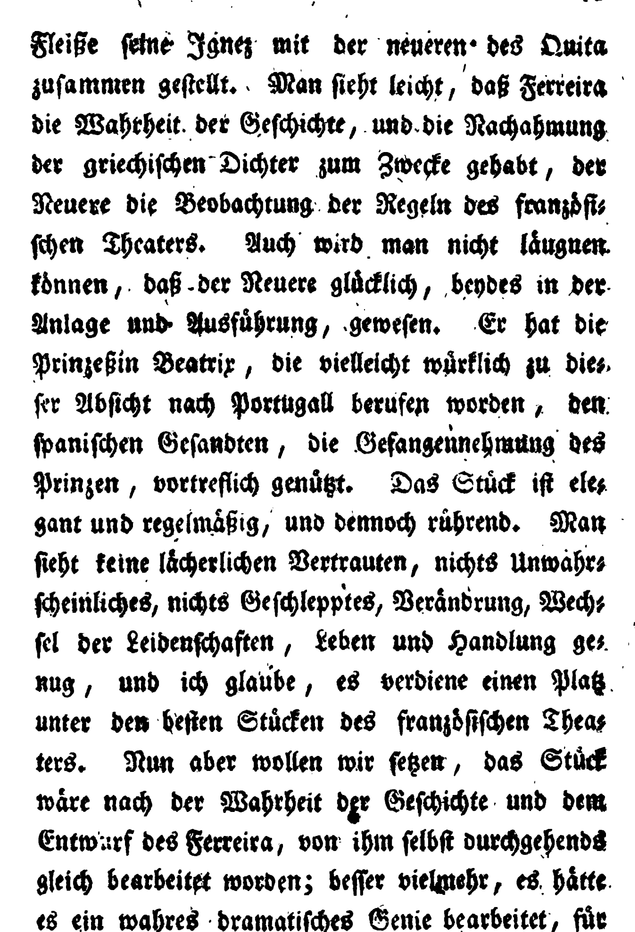
Bothe.

Dein Vater, Prinz, überfiel sie heute mit gewafnetem Volke. Sie blieb in der Unschuld ihres Herzens, und floh nicht. Aber es half ihr nicht die Liebe, mit der sie dich liebte. Nicht deine Kinder, die sie als ein Schild vor sich nahm, noch die Unschuld und die Thränen, mit denen sie zu des Königs Füssen sich warf, und Vergebung bat. Sie erweichte ihn zwar, und er vergab ihr mit Thränen. Aber die grausamen Räthe haben sie dennoch ermordet. Sie umarmte ihre Kinder, und färbte sie mit ihrem Blute.

Ueber
die zwey Trauerspiele
Ignez de Castro,
von
Ferreira und Quita.

Ferreira, ein Dichter aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, war einer der Ersten, der in portugiesischer Sprache gedichtet. Ich habe mit

Fleiße



Fleiße seine Ignez mit der neueren des Quita
zusammen gestellt. Man sieht leicht, daß Ferreira
die Wahrheit der Geschichte, und die Nachahmung
der griechischen Dichter zum Zwecke gehabt, der
Neuere die Beobachtung der Regeln des französi-
schen Theaters. Auch wird man nicht läugnen
können, daß der Neuere glücklich, beydes in der
Anlage und Ausführung, gewesen. Er hat die
Prinzeßin Beatrix, die vielleicht würklich zu die-
ser Absicht nach Portugall berufen worden, den
spanischen Gesandten, die Gefangennehmung des
Prinzen, vortreflich genützt. Das Stück ist ele-
gant und regelmäßig, und dennoch rührend. Man
sieht keine lächerlichen Vertrauten, nichts Unwahr-
scheinliches, nichts Geschlepptes, Verändrung, Wech-
sel der Leidenschaften, Leben und Handlung ge-
nug, und ich glaube, es verdiene einen Platz
unter den besten Stücken des französischen Thea-
ters. Nun aber wollen wir setzen, das Stück
wäre nach der Wahrheit der Geschichte und dem
Entwurf des Ferreira, von ihm selbst durchgehends
gleich bearbeitet worden; besser vielmehr, es hätte
es ein wahres dramatisches Genie bearbeitet, für
wen erklärt sich das Herz? Ich habe nur Eine
Stimme, aber ich gestehe, ich denke mit Schau-



dern an die Würkung, die dies Stück unter sol- chen Händen bey mir hervorbringen würde. Be- sonders liegt in den Chören der Alten, auf solche Art angewandt, eine Art von Zauberkraft. Ihre Chöre waren wie die Sprache des Gewissens, und das Gewissen ist allgemein in allen Menschen, und spricht, erwacht, so laut. Daher die schreckliche Würkung dieser Chöre, und daß es uns scheint, als sey es eine überirrdische Stimme. Hiezu kömmt die Musik, die hier ihre ganze Gewalt zei- gen kann, und so bereite Herzen findet. Wie unanständig dagegen auf unsern Theatern, das Niederfallen des Vorhangs, die Stücklein Musik, die inzwischen gespielt werden, die Rafraichisse- ments, die herumgehn, und die Liebes-Correspon- denz, die nun zwischen den Logen und dem Par- terre sich eröfnet! — Aber die geheiligten drey Einheiten! Ich bin kein Kunstrichter, und habe, wie gesagt, nur eine einzige Stimme, die will ich aber diesmal geben, und gewiß, Viele fühlen eben das. Einheit der Handlung, und Einheit des Orts, in sofern die erste auch diese erfordert, gebe ich gern zu. Denn welcher Verständige wird zwo Geschichten auf Einem Gemählde untereinan- der mahlen lassen, oder ein Vergnügen daran fin-

den

den, zwey Spiele auf einmal zu spielen? Was man aber mit der Einheit der Zeit sagen will, verstehe ich wahrlich nicht, und habe es nie verstanden. Wie entsteht ein Drama, oder wie sollte es eigentlich entstehn? Wir wollen bey unsrer Ignez de Castro bleiben. Ich lese die rührende Geschichte ihres Lebens und ihres Todes, in dem guten, redlichen Duarte Nunnez. Es kostet mir Thränen, ich lege gerührt das Buch aus der Hand, mag nicht mehr lesen, denke mit einer sanften Wehmuth der Begebenheit nach, versetze mich in ihre Zeiten, lasse die Personen reden, handeln, wie ichs diesen und ihrem Charakter gemäß zu seyn glaube. So wird ja das Drama; und handeln und reden meine Personen, so wie sie die Geschichte uns darstellt, so wird das Drama wahr, convenient, und wenn die Begebenheit an sich rührend ist, auch rührend. Stellen es dann Personen vor, die eben so in den Geist der Zeit und des Stücks sich zu finden wissen, so wirds rührend aufgeführt. Nun sage man mir, was für ein Gesetz der Vernunft mich dazu verbindet, von der Geschichte der Castro nichts Anders mir also zu denken, auszubilden, vorzustellen, als was in Zeit von 24 Stunden ausgeführt werden kann? —

„Aber die Illusion fällt weg!„ Was denn für eine Illusion? Ich glaube, man treibt mit diesen Namen nur Scherz. Will denn der Dichter haben, daß die Zuschauer glauben sollen, was in Jahren geschehen, sey in einer Viertelstunde geschehen? Da wäre er ja ein Thor, und sein Stück würde ein unverständlicher Unsinn. Er will vielmehr durchaus haben, man solle wissen, daß er von ganz verschiednen Zeiten redet. Als aber diese Zeiten waren, sagt er, habe man also geredet, und also gehandelt. Ists denn einem Mahler nicht erlaubt, zwey Gemählde hinter einander aufzustellen? Und was ist ein gutes Drama anders, als eine Reihe Gemählde, die auf einander folgen? Aber lebendige Gemählde, die nicht ermüden, weil es Aussichten der Natur sind. Ein gleiches ist von der Einheit des Orts zu sagen, wenn die Verletzung dieses Gesetzes nicht zugleich die Einheit der Handlung mit beleidigt. Man vergebe mir diese kleine Ausschweifung, die Castro, und Bristo meines Ferreira mögen sie ersetzen.

V.

Bristo,

Comödie in drey Akten,

von

Antonio Ferreira;

umgearbeitet

durch

einen Neuern Portugiesischen Dichter.

Von

H. v. Z.

Personen:

Roberto, } zwey angesehene Rathsherrn.
Calidonio, }

Lenardo, Sohn von Roberto.

Alexander, Sohn von Calidonio.

Pilarte, Bedienter von Alexander.

Dom Hannibal de Moncorvo, Ritter von Rhodes.

Montalvam, ein Soldat, sein Bedienter.

Cornelia, Mutter.

Camilia, Tochter, Geliebte des Lenardo.

Pindaro, der Camilia Vater.

Arnolfo, sein Sohn.

Bristo, ein Unterhändler.

Franciska, seine Base.

Erster



Erster Akt.

Erster Auftritt.

Lenardo. Alexander.

Lenardo.

Jetzt sehe ichs, lieber Alexander, daß der Mensch Feuer und Waßer entbehren könnte, aber Freundschaft nicht. Hätte ich nun dich nicht, dir meinen Kummer und Sorgen zu vertrauen, wie könnt' ichs jetzt aushalten?

Alexander.

Ja wohl, Lenardo, aber es giebt auch wenig solche Freunde, als ich. Ich fühle dein Leiden alle, als wenns mein eigen wäre, und mehr als du. Denn ich sehe auch auf die Zukunft, und auf das Unglück, was in der Folge draus entstehen kann. Wie ist dirs möglich, Lenardo, daß du sogar nicht daran denkst?

Lenardo.

Ich kann nicht. Tausend Bande binden mich.

Alexander.

Ja wohl, aber du könntest sie alle zerreissen, wenn du wolltest. O die Vernunft ist stark, wer sie nur brauchen will.

Lenardo.

Was soll ich thun? Rathe mir, Freund!

Alexander.

Ich kann dir nicht rathen, wenn du nicht gerathen seyn willst.

Lenardo.

O Freund, es ist einmal mein Schicksal. Ich muß ihm nun folgen. Liebe kennt keine Gewalt.

Alexander.

Aber du weißt doch, in was für Achtung du bisher überall standest, und wie zufrieden dein Vater mit dir war? In was für Gefahr stürzest du nun dich und ihn?

Lenardo.

Ja, mein Lieber, was draus kommen wird, das weiß Gott. Ich kanns aber nicht über mein Herz bringen.

Alexan-



Alexander.

O wenn du nur es einmal gethan hättest, so würde Zeit und Nichtsehen dich so gut, wie Andre heilen. Aber so lange du dicht beym Feuer sitzen bleibst, wirst du dich immer brennen.

Lenardo.

Du irrst dich, Alexander, das ist kein Feuer, das die Abwesenheit tilgt. Es wird nur noch heftiger.

Alexander.

Nun so kann ich dir nichts mehr sagen. Gott helfe dir!

Lenardo.

Aber, Alexander, wie soll ichs mit meinem Vater anfangen? Was soll ich ihm sagen, daß er nicht hinter die Wahrheit kömmt? Wie soll ich mich von den andern Vorschlägen losmachen?

Alexander.

Da ist wohl auf eine Zeitlang noch Rath. Sag ihm, daß du noch zu jung bist, und dich nicht entschliessen kannst, so früh zu heyrathen.

Lenar-

Lenardo.

Gut, lieber Alexander; hilf du aber auch, sag' auch so.

Alexander.

Gut; das will ich dir auch zu Gefallen thun. Ich will auch eine Zeitlang so sagen. Du wirst doch einmal wieder zur Vernunft kommen.

Lenardo.

Zur Vernunft? Mir scheint doch die Thorheit so groß nicht.

Alexander.

Natürlich nicht, guter Lenardo, denn du bist vor Liebe blind.

Lenardo.

Das Mädchen ist ja so schön, so gut; die Mutter tugendhaft, geehrt, von gutem Stande.

Alexander.

Alles schön, alles gut, aber was haben sie?



Lenardo.

Ey, Freund, da muß eins das andre tragen. Ist sie arm und ohne Geld, so hat sie Schönheit und Tugend, und was ist nun besser?

Alexander.

Das frag deinen Vater, der wirds am besten wissen.

Lenardo.

Je nun, er mags halten, wie er will. Ich kanns nicht mehr ändern. Thue mir nur den einzigen Gefallen, lieber Alexander, und hilfs noch eine Zeitlang verbergen, wie du bisher gethan hast.

Alexander.

Ja, Lenardo. Aber du mußt mir auch Eins versprechen. Du mußt nichts thun, was du mir nicht zuvor gesagt hast.

Lenardo.

O das hast du nicht nöthig mir zu sagen. Ich suche dich von selbsten auf. Ich habe ja keine andre Zuflucht als dich. Adieu.

Alexander.

Wo gehst du nun jetzt hin?

Lenardo.

Es ist meine Stunde, Lieber, die verliehrt man nicht gern.

Alexander.

Besser wäre es, du verlöhrst die Stunde, als dich selbst.

Zweyter Auftritt.

Roberto. Calidonio.

Calidonio.

(Innerhalb des Hauses.) Wartet mit dem Essen ein wenig auf mich; ich will erst zum Roberto gehn.

Roberto.

Das thue nicht; hier ist er schon.

Calidonio.

Ey willkommen, lieber Roberto. Eben wollte ich zu dir.

Roberto.

Und ich zu dir, wie du siehst.

Caldonio.

So wollen wir denn hinaufgehn?

Roberto.

Nein, ich denke, wir wollen lieber hier bleiben, wenns dir gefällig ist, und ein wenig auf und abgehn.

Calidonio.

Von Herzen gern, es ist um so gesünder.

Roberto.

Höre, Calidonio, ich habe seitdem gar viel an das gedacht, wovon ich dir neulich sagte, und jemehr ich dran denke, desto besser scheint mirs.

Calidonio.

Ich habe auch dran gedacht, lieber Freund, und heunte fast die ganze Nacht mit meiner Frau im Bett davon geredet.

Roberto.

Wie, mit deiner Frau? Und du bewahrst solche Dinge nicht vor dich allein?

Cali-

Calidonio.

Nein, kömmt dir denn das wunderlich vor, daß ich mit meiner Frau zu Rathe gehe?

Roberto.

Freylich. Weibern muß man nichts vertrauen, als wozu man ihr Jawort braucht.

Calidonio.

So soll ich also meine Kinder, die doch auch ihre sind, verheyrathen, ohne daß sie es weiß?

Roberto.

Ja wohl; denn sie kann die Heyrath weder gültig noch ungültig machen. Willst du wetten, daß es deine Kinder schon wissen?

Calidonio.

Nein, das nicht. Das thut sie nicht. Ich bin auch hitzig vor der Stirn, Roberto.

Roberto.

Höre, ich habe meine Frau von Herzen lieb; aber solche Dinge vertraue ich ihr nicht, als bis alles vorbey ist, und doch wäre sie auch Frau von Rath, wenn ich sie fragen wollte.

Cali-

Calidonio.

So vergieb mirs, wenn ich unrecht habe. Du weißt wohl, so viel Köpfe, so viel Sinne.

Roberto.

Nun wieder aufs Andre zu kommen. Ich habs lange bedacht, und je mehr ich denke, so scheint mir die Heyrath auf beyden Seiten gleich, und recht, so, wie im Himmel geschlossen. Denn da ist zuerst unsre alte gute Freundschaft —

Calidonio.

Ja, Roberto, du hast mir viel Beweiße davon gegeben.

Roberto.

Und dann wieder, wie die beyden Jungen von Kindheit auf zusammen lebten, und sich so lieb haben, daß ich meine Freude daran sehe.

Calidonio.

Gebe Gott, daß sie alles so von uns annehmen, als dies!

Roberto.

Je, das thun sie auch. Ich wenigstens sehe an keinem was Arges, und daß sie etwan böse

Sitten hätten, wie unsrer Nachbarn Kinder. Dein Sohn war schon von Kind auf wie ein Mann, und hat ein Wesen und ein Thun, das mancher Alte sich so wünschen möchte. Siehst du was an meinem?

Calidonio.

Nein, lieber Roberto. Ich kann dir ihn nicht so loben, wie ichs meyne. Du weißt selber, daß du alles Gute an ihm hast.

Roberto.

Ja, ja, wir haben beyde nicht zu klagen. Und unsre Töchter, die sind auch fromm und sittsam vor der Welt, und das ist doch das beste Heyrathsgut.

Calidonio.

Ja wohl, so sollte es seyn, Roberto. Aber viele gehen bloß nach Geld, und sehen nicht aufs andre.

Roberto.

Die heyrathen dann auch Geld, und oft ists in vierzehn Tagen alle. Dann haben sie weder Geld, noch Ehre, noch nichts. Wer Tugend ehrt, den ehrt Gott.

Cali-



Calidonio.

So sag' ich auch, Roberto. Aber hier auf Erden wills nicht mehr fort mit ihr. Wenn sie auch wo ist, so will sie niemand haben.

Roberto.

Behalt sie dann zu Hause, da ist sie gut; von aussen muß sie freylich ein Gefolg haben, sonst lachen sie dich aus.

Calidonio.

Drum eben ists sichrer, alles beysammen zu haben.

Roberto.

Ja wohl, das ist das Schwarze im Ziele, und ein guter Schütze trifts. Aber nun, Gott Lob, in dem Betracht, so weißt du wie ich stehe, und was ich jetzt schon habe; und noch haben muß, wenn meiner Frauen Tante stirbt.

Calidonio.

Stirbt? Hoffe nicht auf andrer Tod, sagte meine Mutter. Erbschaft ist ein Vogel auf dem Dache.

Roberto.

Diese nicht, Bruder, die ist Vogel in der Hand. Sie hat ihr Testament gemacht, und ich habs in meiner Hand.

Calidonio.

Das kann wohl seyn. Die kanns aber auch wohl wieder ändern, oder es kömmt dir ein hungriger Vetter in die Queere, und sagt, es ist untergeschoben, nicht vor Gericht gemacht, und was die Advokaten alles schmieren.

Roberto.

Und so glaubt dann, Herr Calidonio, daß ich nicht Grütze genug im Kopfe habe, ein Ding zu machen, wie es seyn muß, wenn mir so viel dran liegt?

Calidonio.

Das nicht, Roberto, ich sage nicht, was du thun kannst, sondern was Andre thun, und was mir geschehn ist. Ich habe auch so ein Proceßgen gehabt. Recht behielt ich, aber es kostete mehr als es werth war.

Rober-

Roberto.

Ja manchmal gehts freylich so, aber doch nicht immer. Und mit einem Worte, so glaube ich doch, daß wir beym Gleichen sind, und einer seinen Kindern so viel mitgeben kann, als der Andre. Du kennst doch mich und meine Güter, und hast meine Eltern und Vorfahren gekannt?

Calidonio.

Und du die meinen auch?

Roberto.

Gleich seyn gehört zum Heyrathen, das weißt du so gut als ich.

Calidonio.

Ja wohl; 's ist gar ein alt Sprichwort.

Roberto.

Nun, die Mädchen sind auch, eine wie die andre, nicht schön genug zur Eyfersucht, und nicht zum Haßen häßlich, so gerade im Mittelwege hübsch, wie die Alten sagten, daß eine gute Hausfrau seyn soll.



Calidonio.

Ja, ja, in dem allen sind sie so ganz gleich.

Roberto.

Nun was hast du denn also dagegen?

Calidonio.

Das Alter.

Roberto.

Wie so?

Calidonio.

Die Jungens sind noch sehr jung.

Roberto.

Jung? Meiner wird auf den May zwey und zwanzig Jahr.

Calidonio.

Und weißt du denn nicht, daß die Alten sagten, der Mann müßte fünf und dreyßig Jahr alt seyn, und die Frau achtzehn?

Roberto.

Ey das war für die Zeiten, da man hundert Jahr alt ward. Jetzt ists mit sechzigen aus.



Calidonio.

Es ist bey alle dem doch nicht gut, die Jungens gar zu früh ins Joch zu spannen. Man weiß noch nicht einmal, was hinter ihnen steckt.

Roberto.

Das weiß man wohl. Was eine Nessel werden will, das brennt gar jung. Unsre Jungens waren immer gut, und mit Jahren und Verstand wirds besser.

Calidonio.

Ja, aber der Hausstand will auch viel, wenn der Mann Haus und Weib regieren, Kinder erziehen, und alles nähren soll.

Roberto.

Nun, ich dächte nicht, daß das bey den unsern einen Anstand machte. Wenns dir aber doch so scheint, was thut es bey dem allen, daß wir im Voraus eine Abrede nehmen?

Calidonio.

Da hast du recht, und so sagt auch meine Frau. Wir wollen heute noch zusammen kommen, und so ein Ding aufsetzen.

Roberto.

Nun so bin ich wieder froh! Die Jungens sollen uns noch Freude machen, Calidonio!

Calidonio.

Das geb' uns Gott!

Roberto.

Nun dann bis heute Nachmittag. Leb wohl, lieber Calidonio.

Calidonio.

Je, willst du denn nicht mit uns essen? Nimm vorlieb, wie du uns findest. Guter Wille ist das beste Gericht.

Roberto.

Nein, lieber Freund, ich danke dir. Ich muß die Papiere zusammen suchen. Ich könnte doch vor Freude nicht essen. Leb wohl.

Dritte Scene.

Calidonio allein.

Calidonio.

Ja wohl ists Freude, wenn Gott gute Kinder giebt. Es stirbt sich noch eins so sanft, wenn man erst weiß, wer für die arme Seele betet, und unser Grab besucht. So hat mirs nun Gott beschert. Mein Mädchen ist gar fromm und still, und hört auf Vater- und Mutterwort. Und der Junge, wie selbst Roberto sagte, ist so ehrbar, wie ein alter Mann, und schlägt kaum die Augen auf. Es war von Jugend auf ein heilig, frommes Kind. — Nun aber muß ichs für sie treffen. Denn Heyrathen ist ein kützlich Ding. Ich habe weder Ruh noch Rast, seitdem Roberto mit mir davon redte. Er ist nicht arm, und ein angesehner Mann. Mit dem Sohne hats keine Noth. Die Güter sind gar groß, und unverschuldet. Aber mit der Tochter, da ists doch nicht gut auf Erbschaft bauen. Drum hätte ichs lieber noch verschoben, bis man doch sieht, wies wird. Ein Bretgen ist doch immer gut im Sturme. — Da kömmt mein lieber, guter Junge. Allezeit eine Viertelstunde vor dem Essen. Richtig, wie die Uhr — Und kömmt gewiß von gutem Ort.



Vierter Auftritt.

Alexander, (anfangs allein, dann) Bristo.

Alexander.

Wahrhaftig Lenardo hat Recht. Ich wundre mich nun über nichts, seitdem ich seine Camilia gesehn. Schöner ist kein Mädchen auf Erden. Könnte ich sie nur sprechen. Lenardo weißt sie mir nicht. Ich muß mit dem Bristo reden. Ohne Hofnung bin ich nicht. Denn wäre alles ganz richtig, so hätten sie nichts mit Bristo zu thun. Da kömmt er.

Bristo.

Guten Morgen junger Herr. Haben Sie nicht Ihren Freund Lenardo gesehen?

Alexander.

Ja; er ist an gutem Ort.

Bristo.

So? Wo das? Ich suche ihn.

Alexander.

O, der Herr versteht mich wohl?

Bristo.

Nein!

Alexander.

Denkst du dann, Bristo, daß ich von deinen, und Lenardos Schlichen nichts weiß? Er ist bey der Camilia, die du ihm zukuppelst. Ich werde aber alles seinem Vater zur rechten Zeit sagen.

Bristo.

Da werden Sie ein schlecht Freundschaftsstück beweißen.

Alexander.

Vielleicht grösser, als du denkst.

Bristo.

Wie so? Wissen Sie denn nicht, wie Lenardo das Mädchen lieb hat?

Alexander.

Das weiß ich wohl. Ich traue aber auch dem Mädel und dem Hause wenig, wo Herr Bristo aus- und eingeht.

Bristo.

Und diesmal könnten Sie mit aller Weisheit doch wohl sich betriegen. Bristo, junger Herr, ist

wie

wie die meisten Menschen, und vielleicht auch Sie, halb ehrlich, halb Schelm.

Alexander.

Das denke ich auch, und drum eben wirst du Eins betrügen; das Mädchen oder Lenardo.

Bristo.

Vielleicht; vielleicht auch keins von Beyden.

Alexander.

Nun, Bristo, höre, bist du würklich halb ehrlich, halb Schelm, so will ich mit deiner ehrlichen Hälfte reden. Du weißt, Lenardo soll meine Schwester heyrathen. Ich habe beyde lieb, wollte aber doch wohl die Schwester ihm aufopfern, wenn ich nur wüßte, daß die Camilia ihn werth sey. Denn das Mädchen kriegt hundert Männer für einen; und was hülfe ihr ein Mann, der sie nicht lieb hat? Aber du mußt mir nun die reine Wahrheit sagen.

Bristo.

Gern, junger Herr, ich weiß, Sie meynens gut.

Alexander.

Wer ist das Mädchen?

Bristo.

Ihr Vater hieß Pindaro, und war ein braver, angesehner Mann. Ihr Herr Vater hat ihn wohl gekannt.

Alexander.

Ich auch noch, als ein Kind. Er ist nach Indien gegangen?

Bristo.

Ja, sie brachten ihn hier um grosses Hab und Gut, und ist ihnen doch nicht zu Gute gekommen. Sein Vetter hat alles durchgebracht.

Alexander.

Wo ist er aber nun?

Bristo.

Im Meer, oder Gott weiß wo. Das Schiff ist untergegangen, und man weiß nun nichts von ihm. Er wollte wieder kommen, der arme Schelm. Ich hätt' es so gern gesehen: Er hat mir viel Guts gethan.

Alexander.

Nun aber, wovon lebt das Mädchen und die Mutter?



Bristo.

Von ihrer Hände Arbeit leben sie. Das strickt und näht den ganzen Tag. Gott weiß, wie sie noch Augen haben.

Alexander.

Giebt ihnen denn Lenardo nichts.

Bristo.

Der arme Schelm, wenn er erst selbst was hätte. Sie wissen ja, daß der Vater ihm nichts giebt. Aber wenn er auch was hätte, sie näh= men nichts.

Alexander.

Wie kömmst du aber ins Haus, du aller Welt —

Bristo.

Das ist eine lange Beichte. Habe ichs Ihnen nicht schon gesagt? Ich kenne ihren Vater. Der hat mich aufgezogen, und zu dem Manne gemacht, den sie hier für sich sehen. Das will ich ihm dann danken.

Alexander.

Und das soll ich dir nun alles, auf dein blosses Wort, so glauben?

Bristo.

Sie könntens, wenn Sie wollten.

Alexander.

Höre an, ich wills glauben, wenn du mir Gelegenheit schafst, die Camilia zu sehen. Aber Lenardo muß es nicht wißen.

Bristo.

Wenn Sie nun aber auch verliebt würden, junger Herr?

Alexander.

Ich? Das hat gute Wege, so geschwind gehts nicht.

Bristo.

Nun, nun, man hat wohl eher solche Catons verliebt gesehen. Sie kennen das Mädel nicht.

Alexander.

Ist sie denn würklich so schön?

Bristo.

Bristo.

So, daß ich fast Bedenken habe, sie Ihnen zu weisen. Sie stechen doch wohl den Lenardo nicht aus?

Alexander.

Davon ist die Rede nicht. Du mußt aber bald thun, was du thun willst. Denn die Alten bei reden sich schon über die Heyrath, und ich muß erst das Mädchen sehn, ehe ich was für den Lenardo thue. Kannst du mich noch heute hinführen?

Bristo.

Vielleicht. Wenns möglich ist, sollen sie es heute wissen.

Alexander.

Um wie viel Uhr?

Bristo.

Wie viel Uhr? Um vier!

Alexander.

Nun gut, ich bleibe zu Hause und warte drauf.

Fünfter Auftritt.

Bristo. Montalvam.

Bristo.

Da sollst du lange warten. Sieh einmal das Bürschgen; wie fein! Er weiß nicht, daß ich ihn gesehen habe, wie er in der Messe nach der Camilia schielte. Es ist doch ein verdammt Geschlecht um die jungen Heuchler. Aber —

Montalvam.

Kennt ihr Dom Hannibal de Montecorvo, Ritter von Rhodes?

Bristo.

Ja!

Montalvam.

Kennt ihr den Signor Diogo Montalvam, seinen Gefährten?

Bristo.

Herr, ich verstehe Sie nicht; ist Ihr Wein gut?

Montalvam.

Antwortet auf das, was ich euch frage.



Bristo.

Nun, das wißen Sie doch wohl selbst, daß ich Sie kenne?

Montalvam.

Warum spottet ihr dann des Ritters, meines Herrn, und fürchtet euch nicht für mich, seinen Gefährten?

Bristo.

Herr ich spotte Sie nicht; ich thue ja alles, was Sie wollen.

Montalvam.

Warum erschient ihr nicht vor dem Ritter, meinen Herrn, zur Stunde, da er euch gebot?

Bristo.

Ich wäre gern gekommen, aber ich hatte noch keine Nachricht, wie Ihr Herr sie will.

Montalvam.

Wenn, wirst du sie haben?

Bristo.

Das weiß ich nicht. Denn ich alleine kanns nicht thun. Es kömmt auf andre Leute an.

Montalvam.

Bey deinem Leben, du betrügst den Ritter. Rede!

Bristo.

Montalvam, ich wollte gerne mit dir reden, wenn ich dir nur trauen dürfte. Wir könnten beyde ein Schäfchen scheeren. Ich kenne dich, und du kennst mich.

Montalvam.

Wenns baar Geld ist, so bin ich dein mit Leib und Seel.

Bristo.

Baar Geld? Das mußt du wißen, wie viel der Ritter hat!

Montalvam.

Viel, viel, aber er giebt nichts her, als warum man ihn betrügt.

Bristo.

Bist du denn würklich mit ihm in Rhodes gewesen?



Montalvam.

Mein Tage nicht.

Bristo.

Wie kömmst du dann zu ihm?

Montalvam.

Es ist ein gar verwogner Kerl, und hat da viel wild Zeug gestiftet. Das weiß ich von einem Vetter, den ich habe. Nun erzähle ich ihm das vor, und habe ihm weiß gemacht, er hätte mir das Leben dort gerettet, ohne daß ers selber wüßte. Du kennst den Narren. Ich stehe hoch am Bret.

Bristo.

Gut, was trägts dir aber ein?

Montalvam.

Vjel nicht, denn er giebt nicht gern.

Bristo.

Montalvam, jetzt soll er bluten, wenn du helfen willst.

Montalvam.

Halbpart?

Bristo.

Ja, Halbpart! Ein Wort, ein Wort, ein Mann, ein Mann.

Montalvam.

Was soll ich dafür thun?

Bristo.

Viel nicht. Du weißt doch von der Camilia?

Montalvam.

Daß Gott erbarme! Ob ich von ihr weiß? Ich habe mir fast die Beine ablaufen müßen.

Bristo.

Der närrsche Ritter hat sie doch wohl nicht gesehn, ohne daß ichs wüßte.

Montalvam.

Nein, sein Leben nicht! Er guckt sich den Hals noch krumm. Heute aber, glaubt er, bringst du sie ins Haus.

Bristo.

Ich? Ja, das wäre noch ein Bißen für den Tölpel.

Montalvam.

Schaffst du sie ihm denn nicht?

Bristo.

Höre, Montalvam, ich will nicht; und wenn ich wollte, könnt ichs nicht.

Montalvam.

So bist du ein Kind des Todes.

Bristo.

Du guter Narr, dafür laß mich nur sorgen! Hör nur an, dein werther Ritter will das arme Kind betrügen, wie ers mancher schon gethan. Er hat eine falsche Heyrath vor.

Montalvam.

So?

Bristo.

Ja; da sag ihm nur, du hättest mich gesehen, und es wäre alles gut. Um acht Uhr käm die ganze Clerisey. Es fehlten aber noch — Hat der Ritter viel baar Geld?

Montalvam.

Er hat erst gestern einen Wechsel bekommen.

Bristo.

Bristo.

Sag' ihm, es fehlen mir noch hundert Thaler. Die müßte ich um vier Uhr haben. Da käme ich sie zu holen. Die Hälfte, Montalvam, ist dein.

Montalvam.

Nun das ist doch noch ein Handgeld. Herr Oberster, sie sind ein braver Mann! Ich halts mit ihrer Fahne.

Bristo.

Schaffe du erst dies, dann schaff ich mehr. Die Kuh hat Milch. Verliehr keine Zeit.

Montalvam.

Da bin ich Mann dafür, du kennst mich noch nicht. (Geht ab.)

Bristo.

Den Ritter Schlagetodt, den will ich expediren. Er heyrathet heute zum letztenmale. — Wenn doch nur Lenardo käme. Hab' ich doch den Jungen und sein Mädchen bis zum Freßen lieb! — Der Himmel weiß, wie das in mein Schelmenherz kam. Ich könnte wohl sonst mehr

verdienen, wenn ich nicht so ehrlich wäre. Aber der gute alte Pindaro, wär er nicht gewesen, so stünde dies schlaue Köpfchen auch nicht auf dem Halse, wo es steht. Die liebe Gerechtigkeit! Sie war so nahe dran. Nun fressen ihn die Fische, und ich freße sie. So gehts in der Welt. Gar zu ehrlich, das ist nichts! — Da kömmt mein guter, kleiner Junge. Was ists? Er ist ja außer Athem.

Sechster Auftritt.

Lenardo. Bristo.

Lenardo.

Es ist Zeit, lieber Bristo. Es ist Zeit, der Sache ein Ende zu machen. Du mußt die Mutter bereden.

Bristo.

So?

Lenardo.

Hast du mein Mädchen gesehen?

Bristo.

Ja wohl, ich komme vom Hause.

Lenar-

Lenardo.

Ist sie wohl? Wie sah sie aus?

Bristo.

Wie eine Rose im May; aber sie hatte geweint. Die Perlen standen ihr noch im Auge.

Lenardo.

Geweint? um Gotteswillen! Warum weinte sie?

Bristo.

Hören Sie mich an mit Geduld.

Lenardo.

Rede, Rede, um Gotteswillen!

Bristo.

Lenardo, ich glaube, daß Sie es ehrlich mit dem armen Mädel meynen; und darum hab' ich Ihnen alles zu Willen gethan. Denn ob ich gleich sonst ein Schelm bin, so meyne ichs doch diesmal ehrlich. Nun die Sache ist lang her. Wie schön das Mädel ist, das wußten Sie den ersten Tag. Daß sie tugendhaft ist, und Sie lieb hat, wißen Sie nun.

Lenardo.

Was willst du damit, Bristo? Wozu sagst du mir das alles? Was glaubst du von mir? Weinte meine Camilia darum?

Bristo.

Was ich von Ihnen glaube? Daß Sie es treu und ehrlich mit ihr meynen, und sie nicht ins Unglück bringen werden.

Lenardo.

Und bin ich das nicht mir selber schuldig? Kann ich leben ohne sie? Wie viel Thränen hat michs nicht schon gekostet! Und nun die Gefahr da ist, nun bin ich bereit, alles zu wagen. Mein Vater wird sich ja doch wieder versöhnen. Er ist zwar hart —

Bristo.

Aber er ist doch Vater, und Sie sein einzig Kind. Mag er doch ein bißel toben, das giebt sich Alles. Doch machen Sie es wie Sie wollen, und was Ihr Herz Ihnen sagt. Sind Sie aber noch des Sinnes, so bestimmen Sie einen Tag, und geben mir Ihr Wort, die Mutter ist beredet.



Lenardo.

Und Camilia?

Bristo.

Sie weinte. Solls in vierzehn Tagen seyn?

Lenardo.

Nein, um Gotteswillen, heute. Darum suchte ich dich. Wer weiß, wie es morgen stünde. Hier nimm dies Scapulier; es ist eine Locke von meiner Camilia drinn, das gieb ihr zum Pfand. Sie wird ihm trauen, und nicht mehr weinen. Ich kann nicht selbsten kommen, denn ich muß so vieles noch bereiten. Um neun Uhr bin ich, wo du weißt.

Bristo.

Nun Gott Lob! so sind wir doch am Ende. Vor Freuden hätte ichs bald vergeßen. Seyn sie still, Lenardo, Mäuschen still. Traun sie weder Katz noch Maus. Wir leben in Zeiten, daß es Gott erbarme! Und wärs ihr Bruder, traun sie nicht. Hören Sie, ich sags nicht umsonst.

Lenardo.

Gut, gut, Bristo, ich will schweigen. O Gott, wer hätte das gedacht? Heute, meine Camilia, mein!

Zwey-

Zweyter Akt.

Erste Scene.

Cornelia. Camilia (nähend.)

Cornelia.

Nun höre nur auf zu arbeiten, Kind, du weinst, und es födert doch nicht. Auch wirst du es bald nicht mehr nöthig haben.

Camilia.

Ach, liebe Mutter!

Cornelia.

Weine nicht, Kind. Dein Lenardo wird nun bald kommen. Er ist in wenig Tagen dein.

Camilia.

Ja, mein ist er, auf ewig mein, der gute, treue Lenardo. Aber wie wirds ihm gehn, wenn es sein Vater erfährt. Sie und mich konnten diese Hände wohl nähren, aber — —

Cornelia.

Du bist ja doch fromm und hübsch; und von ehrlichen Eltern. Er wird doch ein Menschenherz haben, Lenardo ist sein einzig Kind.

Cami-



Camilia.

Das sagt mein Lenardo auch. Aber ich kann mir doch nicht helfen, ich bin traurig, und muß weinen.

Cornelia.

Tochter, nimm Gott zu deinem Heyraths-Manne, und bete zu ihm, und dem heiligen St. Nikolas, dem Vater der verlaßnen Waysen.

Camilia.

Ja, liebe Mutter, das Gebet, das Sie mich haben beten gelehrt, hat mich oft getröstet. Ich will es wieder beten.

Cornelia.

O Kind, Gott hat schon viel Wunder dadurch gethan. Bete es mit Andacht. Denn es kömmt doch alles von oben. Wer klopft?

Camilia.

O es ist Bristo; ich höre es an seiner Weise.

Cornelia.

Grisca, mach ihm die Thüre auf.

Zweyte Scene.

Cornelia. Camilia. Bristo.

Bristo.

Nun Fräulein, weinen Sie noch? Kennen Sie dies Scapulier? Kennen Sie das braune Löckgen drinnen?

Camilia.

Wie kömmt das in ihre Hand, Bristo?

Bristo.

Nun, nun, Fräulein, nicht so bös. Das schickt Ihnen Ihr Lenardo zum Pfande. Heute um neun Uhr erwartet er Sie in der Capelle von St. Nikolas. Pfarrer und Zeugen sind, wie sie die Mama gebeten, und um neun Uhr sind Sie sein. Ists recht?

Camilia.

O Gott und ihr' Heiligen! Und sein Vater?

Bristo.

Nun der wird ein bißel toben. Das giebt sich schon. Adieu Fräulein. Ich habe viel zu thun, den Dank hole ich morgen.

Cornelia.

Nun das sey Gott gedankt! Der Vater wird sich auch aussöhnen.

Camilia.

Aber, liebe Mutter, wird mein Lenardo mich auch immer lieben? Wenn nun der Vater ihn verläßt?

Cornelia.

Er wird doch leben, und dich schützen, und ernähren. Dein Vater, Tochter, hat mich auch arm geheyrathet, und wir haben viel von harten Leuten gelitten. Dein Herz, sagte er dann zu mir, Cornelia, ist mein Reichthum, und deine Augen sind mein Glück. Ich war auch sonst hübsch, meine Tochter, so wie du. Der Kummer hat mich geändert. O lebte dein Vater noch, und sähe seine Camilia. Er hatte dich so lieb! — Komm, liebe Camilia, ich will dich zu deinem Hochzeit-Tage putzen.

Camilia.

Mich, liebe Mutter? Sie wißen ja, ich habe mein bestes Kleid an. Ich dachte, mein Lenardo käme heute noch wieder, und zog es an.



Cornelia.

Nein, Liebe, es ist nicht dein bestes Kleid. Ich habe noch das Kleid, das mir mein Pindaro zu meinem Tage gab. Das hab ich dir aufbewahrt, und ein wenig Schmuck. (Sie umarmt sie.) Sey glücklich, wie deine Mutter es mit ihm war. Ich habe dirs nie gewiesen, damit du nicht wüßtest, wie reich wir sonst waren. Komm, es ist schon drey Uhr. Wir wollen dann zu meiner guten Schwester. Sie ist eine von den Zeugen. Um neun Uhr ist dein Lenardo dein.

Dritter Auftritt.

Hannibal. Montalvam.

Hannibal.

Hast du dem Kerl die hundert Thaler gebracht?

Montalvam.

Ja, gnädiger Herr!

Hannibal.

Um vier Uhr will er kommen?

Montalvam.

Ja, gnädiger Herr.

Hannibal.

Es ist schon über drey?

Montalvam.

Ja, gnädiger Herr.

Hannibal.

Was ist dir, Kerl; ich glaube, du maulst? Kannst du nichts mehr sagen, als Ja?

Montalvam.

Mir ist auch nicht mehr zu Muthe, wie mir sonst war.

Hannibal.

Dir nicht? Warum nicht? Was ist dir?

Montalvam.

Das ist hier kein Land für Ihren Knecht Montalvam.

Hannibal.

Was fehlt dir?

Montalvam.

Krieg, Raufen und Schlagen. Ists hier doch alles so ruhig, wie in der heiligen Kirche.

Hannibal.

Und das gefällt dir nicht?

Montalvam.

Nein, so wäre ich nicht des Ritters Dom Hannibal de Montecorvo Knecht, wäre nicht mit ihm in Rhodes gewesen. Laßen Sie mich, gnädiger Herr, daß ich da von den gepuderten Messieurs ein halb Dutzend durchwamße, daß der Puder aus den Zöpfen fliegt.

Hannibal.

Das bitte dir von der Polizey, Kerl.

Montalvam.

Was Polizey. Ich fürchte Gott und Ritter Hannibal. Polizey! Herr, darf ich gehen?

Hannibal.

Warum denn heute, närrscher Kerl; heute müßen wir ruhig seyn, du weißt wohl warum.

Montalvam.

Herr, so wars in Rhodes nicht. Besinnen Sie sich noch auf den Tag?

Han=

Hannibal.

Den Bluttag, wie ihn die Bürger nennen?

Montalvam.

Ja, so werden sie ihn nennen ihr Lebenlang. Einer gegen so viele! Aber es war auch Dom Hannibal de Montecorvo.

Hannibal.

Ich, ohne Rüstung, und die Kerls beschlagen, oben und unten.

Montalvam.

Und Sie, Herr, ohne Degen?

Hannibal.

Ja, ohne Degen. Aber ich warf den ersten zu Boden, da hatt' ich einen Degen.

Montalvam.

Wie viel Wunden hatten Sie?

Hannibal.

Eine; und der Schurken waren vierzig. Und der Fechtmeister Valenciano?

Montalvam.

Herr, es sind mehr als Menschenkünste. Aber, was thun wir hier?

Hannibal.

Hier, du Tropf, hier ruh' ich aus, wie Herkules und Mars. Ich fange Mädchen. Wo bleibt der Kerl, du hast ihm doch die hundert Thaler gegeben?

Montalvam.

Ja, gnädiger Herr; er kömmt gewiß zur Stunde.

Hannibal.

Horch, es schlägt vier. Fort, bring' mir ihn todt oder lebendig.

Vierter Auftritt.

Hannibal. Montalvam. Bristo.

Bristo.

Hier ist er lebendig.

Hannibal.

Das hat dir dein guter Geist gerathen, Kerl, daß du Stunde hältst. Ist alles bereit?

Bristo.

Ja, gnädiger Herr, der Pfarrer ist gezahlt, aber die Zeugen wollen noch nicht. Die Gewißen sind dies Jahr gar theuer.

Hannibal.

Und du bist ein Schurke. Wie viel fehlt noch?

Bristo.

Funfzig Thaler. Ich kanns nicht wohlfeiler haben; denn die Kerls müssen doch ein bisgen rechtlich aussehen, wenn sie die Mutter betrügen sollen. Die alte Schlange ist gar klug.

Hannibal.

So hat die Mutter keinen Verdacht mehr?

Bristo.

Nein, gnädiger Herr: Denn sie glaubt, sie kennt den Pfaffen, und einen von den Zeugen kennt sie auch.

Hannibal.

Und das Mädchen?



Bristo.

O die ist ausser sich. Sie hat Sie so lieb, gnädiger Herr. Ich habe so was nicht gesehen. Wenn Sie da vor dem Hause vorbey giengen, sie wäre um alles in der Welt nicht vom Fenster wegzubringen gewesen. Nur Schade, daß Sie sie nicht durchs Gitter sehen konnten.

Hannibal.

So? Gefall ich ihr?

Bristo.

Das werden Sie heute sehen. Ein bißgen blöde wird sie freylich seyn. Denn sie ist gut erzogen, und die Tugend selber.

Hannibal.

So ist sie auch meiner werth. Das ist nun die Fünfte von der Art, alle wie die Engel. Aber es kostet auch Geld. Sie weiß also nicht, daß ich Ritter bin?

Bristo.

Kein Sterbenswort. Ja da stünden wir gut! Sie kenn[illegible] die Mutter nicht. Das ist gar eine heilig Madam.

Han-

Hannibal.

Um sieben Uhr also ists parat?

Bristo.

Ja, um sieben Uhr kommt Mutter und Tochter, und hier der Ehrenmann. Pfarrer und Zeugen kommen früher; denn die müssen erst eins trinken. Nun, Herr Ritter, machen sie sich auch schön zu ihrem Ehrentage. Das Mädchen ist es werth. Um sieben bin ich da, da stehn Sie vor der Thür.

Hannibal.

Ich will nicht fehlen. Komm, Montalvam. Ich will mein schönstes Kleid anziehen.

Fünfter Auftritt.

Calidonio. Pilarte.

Calidonio.

Höre, Pilarte, sage mir die Wahrheit, ich verlaße mich ganz auf dich.

Pilarte.

Ich habs Ihnen auch immer gesagt, wie mirs ums Herz ist.

Calidonio.

Was fehlt meinem Jungen? Er ist seit gestern ganz verändert, ich kann mich nicht mehr in ihn finden. Er läuft und rennt, und ist so unruhig. Vom Lenardo hat er mir gar viel erzählt, was mir nicht gefällt. Aber das kanns doch nicht alleine seyn. Er muß sonst was auf dem Herzen haben.

Pilarte.

Ein Mensch kann nicht immer einen Tag aussehen wie den andern.

Calidonio.

Ein junger Mensch, wie er, warum nicht! Was hat er denn zu sorgen?

Pilarte.

Soll ichs Ihnen sagen, gnädiger Herr?

Calidonio.

Ja wohl, darum frage ich dich.

Pilarte.

Aber Sie müßens ihm nicht wieder sagen, denn er hat mirs auf Leib und Seel verboten.

Cali-



Calidonio.

Da kannst du dich drauf verlaßen.

Pilarte.

Doch, wenn Sie es ihm auch sagten. Ists ihm doch keine Schande, sondern vielmehr Ehre. Wer seine Freunde so lieb hat, wird ja seinen Vater noch lieber haben.

Calidonio.

Ich verstehe dich noch nicht.

Pilarte.

Sie wißen doch, gnädiger Herr, der junge Herr war immer so bescheiden, und hat, so lang er lebt, Ihnen noch keinen Heller Geld abgefodert.

Calidonio.

Das ist wahr.

Pilarte.

Und wenn er ja was brauchte, so bat er die gnädige Frau darum.

Calidonio.

Ja, das ist der Respekt. So hab ichs immer gehalten. Ein Sohn muß mit seinem Vater

nie vom Gelde reden. Pilarte, das merke dir, wenn du einmal Söhne hast. Was fehlt ihm nun aber jetzt?

Pilarte.

Eine Kleinigkeit. Es hat ihm ein Freund um etwas Geld gebeten, und er hats nun nicht.

Calidonio.

Wie ist das?

Pilarte.

Ich sage es Ihnen ja, ein Freund hat ihn um etwas Geld gebeten, und da ist der junge Herr betrübt, daß ers ihm nicht geben kann. Es ist ein sichrer Mensch, und sein gar guter Freund.

Calidonio.

Wie viel ists?

Pilarte.

Dreyßig Thaler.

Calidonio.

Dreyßig Thaler! Dreyßig Thaler? das ist sehr viel. Und wer ist der Freund?

Pilarte.

Das weiß ich nicht. Der junge Herr ist gar verschwiegen.

Calidonio.

Dreyßig Thaler, und ein sichrer Mensch! Ist das wahr, was du sagst?

Pilarte.

Ich weiß nichts, als was der junge Herr mir sagt.

Calidonio.

Ey da sollte er sich keinen Kummer drüber machen.

Pilarte.

Er thuts doch.

Calidonio.

Er steht ja noch in väterlicher Gewalt, und hat nichts eignes. Wie soll er so viel Geld weg= leihen? Dreyßig Thaler!

Pilarte.

Das habe ich ihm auch gesagt, da antwortet er aber, weil er doch Ihr einzig Kind, würde es ihm

ihm ja niemand glauben, daß er nicht Herr von dreyßig Thalern wäre; und es wäre doch eine Schande, wenn man einem guten Freunde nicht hülfe.

Calidonio.

Da hat er Recht. Was aber doch nicht möglich ist, das ist nicht möglich.

Pilarte.

Ja wohl; wie aber die jungen Leute sind, wenn sie einmal auf was kommen. Ich mags Ihnen nicht einmal alles erzählen, was er sagt.

Calidonio.

Was sagt er dann?

Pilarte.

Ich hoffe, es soll sein Ernst nicht seyn.

Calidonio.

Was sagt er? Ich muß es wißen.

Pilarte.

Er sagt, er wäre des Sklavenlebens satt; und wenns nicht bald anders würde, gienge er nach Indien.

Cali-



Calidonio.

Seht einmal die Jungens. Um ein Wörtgen halber, das geringste, was ihnen nicht nach ihrem Kopfe geht, gleich wollen sie fort. Was sagtest denn du?

Pilarte.

Ich? Ich habs ihm freylich verwiesen. Er schämte sich auch. Aber er ist doch nicht, wie er war. Ich traue ihm doch nicht recht. Sie sehens selber, gnädiger Herr.

Calidonio.

Ich will dir das Geld geben, Pilarte. Er muß aber nicht wißen, daß es von mir ist; sonst käme er ein andermal wieder, und ich will nicht, daß er mit mir vom Gelde spricht. Das ist wider den kindlichen Respeckt.

Pilarte.

Was soll ich ihm also sagen?

Calidonio.

Sag' ihm, du hättest es von meiner Frau. Aber sieh auch, daß du den Namen von dem

Freunde

Freunde erfährst, damit wirs doch auch wieder kriegen. Denn die jungen Leute sind gar nachläßsig, und schämen sich zu mahnen.

Pilarte.

Da, gnädiger Herr, da verlaßen Sie sich nur auf mich.

Calidonio.

Sieh, da kömmt Roberto. Ich habe ihm geschrieben, was mir Alexander von seinem Sohn gesagt hat. Lieber Gott, wie ist der Mann so aufgebracht.

Sechster Auftritt.

Roberto. Calidonio. Pilatte.

Roberto.

O der verdammte Junge! Ich kann ihn nicht finden. Wenn er mir begegnet, er ist des Todes.

Calidonio.

Roberto, faße dich, sieh was du thust. Es ist dein Sohn.

Rober-

Roberto.

Des Teufels sein Junge ist er. Mein Sohn ists nicht.

Calidonio.

Faße dich, lieber Roberto, komm wieder zu dir selber.

Roberto.

O Calidonio, wenn ich ihn hier hätte, was für ein Exempel wollte ich statuiren!

Calidonio.

Dachte ich doch nicht, daß du so heftig wärest.

Roberto.

Was? Ich heftig? Ich habe keinen Zorn, als daß ich ihn nicht finden kann. Aber er soll mir nicht entkommen, und die schöne Mamsell auch nicht.

Calidonio.

Nimm Rath an, lieber Freund.

Roberto.

Ist da zu rathen?



Calidonio.

Sieh, bis jetzt hat dein Sohn die Schuld; in der Folge kannst du sie haben.

Roberto.

Ein Narr ists, wer sich Kinder wünscht. Was gäbe ich nicht darum, wenn ich den nicht hätte.

Calidonio.

Lieber Roberto, was hilft dir nun das Alles. Dir thuts Schaden, und ihm nicht wohl.

Roberto.

Ey, ich will schon davon kommen. Wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, daß er im Augenblick den Hals zerbräche.

Calidonio.

Gott bewahr' ihn! solltest du sagen.

Roberto.

Ihn, der seinen Vater verläugnet? Aber er betrügt sich, der Monsieur. So geschwind stirbt der Alte nicht. Nun will ich mich erst pflegen und warten, und alles bis auf den letzten Heller verzehren.



Calidonio.

Gut, das ist doch noch ein vernünftig Wort.

Roberto.

Komm, Calidonio, laß deinen guten, frommen Alexander kommen, mit dem dich Gott gesegnet hat; dem will ich meine Tochter geben, und alles was ich habe.

Calidonio.

Du wirst doch deinen Sohn nicht gleich enterben?

Roberto.

Ganz, ganz, bis auf den letzten Heller; und wenn meine Frau nicht daßelbe thut, so soll sie nicht zwey Tage in meinem Hause bleiben.

Calidonio.

Nicht doch, Roberto, du mußt das nicht thun. Da bewahre mich Gott davor, daß ich für meinen Sohn was davon haben wollte.

Roberto.

Er soll alles haben. Erst aber muß ich mir Recht schaffen, wenn Recht im Lande ist. Sie

 sollen

sollen wir das Päärchen aufsuchen, und wenns schon in der Hölle wäre. Ich will auch mein Freudchen haben. Komm mit, Bruder, zum Polizey-Rath. Ich sehe deinen Sohn, und kann ihn jetzt nicht sprechen.

Calidonio.

Bleib du hier, Pilarte, und rede mit Alexandern. Du weißt schon. Ich komme vielleicht spät nach Hause. Ich muß sehn, daß ich den Roberto zur Ruhe kriege.

Siebender Auftritt.

Alexander. Pilarte.

Alexander.

Weißt du was, Pilarte, der Bristo hat mich betrogen. Lenardo ist mit seinem Mädchen fort, und Gott weiß, wohl gar getraut. Ich muß mich an dem Schurken rächen. Wo sind die Mäntel und die Knüppel?

Pilarte.

Da liegen sie noch vom letzten Tanz.

Alexander.

Komm; meine Spions haben mir gesagt, Bristo bringt heute dem Ritter ein Mädchen, schön wie ein Engel. Wir wollen den Bristo abprügeln, und das Mädel entführen. Hätte ich nur mehr Geld. Wir sind zu wenig.

Pilarte.

Geld habe ich!

Alexander.

Geld! Von wem?

Pilarte.

Von ihrem Vater. Dreyßig Thaler.

Alexander.

Dreyßig Thaler? Und die von meinem Vater? Du kannst mehr als Brod eßen. Erzähle mirs hernach. Wo sind die Mäntel? Wir müßen uns gut vermummen, daß es der Ritter nicht erfährt, wer wir sind. Der Ritter ist ein Teufel.

(Sie ziehn sich an.)

Pilarte.

Wißen Sie dann auch, daß der alte Roberto seinen Sohn enterben will, und Sie sollen alles mit der Tochter haben.



Alexander.

Das dachte ich wohl, drum habe ichs dem Alten auch erzählt. Umsonst will ich seine Tochter nicht.

Pilarte.

Ja, aber Ihr Vater wills nichts annehmen.

Alexander.

So ists doch immer mit dem Alten. Wenn er was kriegen kann, so mag ers nicht, und mit mir ist er so filzig. Komm, es wird nun Zeit.

Achter Auftritt.

Bristo. Franziska.

Bristo.

Nun, Bäschen, bist du fertig? Tausend, wie so schön!

Franziska.

(Macht einen Knix) Herr Onkel, Kleider machen Leute.

Bristo.

Nein, Bäschen, du bist wohl am schönsten ohne Kleid. Nun aber komm und zeige, was du kannst.

Fran-

Franziska.

Was ich kann? Ich will schon mein Rölchen spielen. Aber bange ist mir doch ein bischen. Blöde werd' ich seyn.

Bristo.

Das ist schon recht. Blöde mußt du seyn. Die zwey Schelmen-Augen nieder, und nur dann und wann ein Blickgen in die Höhe, als wenns vor lauter Liebe wäre. Es ist gar ein fein Stück Mensch, der Ritter.

Franziska.

Ists das alles, was Sie wißen? Ich weiß wohl noch ein Stückgen mehr.

Bristo.

Und was dann, Aeffchen?

Franziska.

Ich kann roth werden, wie ich will.

Bristo.

Wie du willst! Wie machst du das?

Franziska.

Sehn Sie, Onkel, da halt ich den Athem ein bisgen zurück, und mache mir ein Unterkehlchen.



Bristo.

Sieh, du Schelm, du weißt ja mehr als ich!

Franziska.

Das Gott bewahre! Sie sind ein grundgelehrter Mann! Wissen Sie noch eins? Ich kann auch weinen auf den Plotz.

Bristo.

Nun komm, das soll ein Freudchen werden.

Franziska.

Ja, lieber Onkel. Aber kömmt auch mein Fernando sicher? Ich wäre des Tods, wenn er nicht käme. Ich habe ihn so lieb!

Bristo.

Närrchen, warum thue ichs dann, als daß ihr ein Päärchen werdet? Und ihm liegt wohl noch mehr dran, als dir und mir. Er wird schon kommen.

Franziska.

Ja aber, wenn er nun zu späte käme, und der Ritter —



Bristo.

Je, Mädchen, da ließ ich mich ja doch wohl hängen, ehe ich dich dem Tölpel gäbe; zahlen soll er aber wohl für dich, und alle seine Sünden.

Franziska.

Mir ist doch bange.

Bristo.

Sieh, Mädchen, wär ich reich, so brauchte ichs alle nicht, und thäts auch nicht. Der Arme muß vom reichen Schelme leben. Hat der Ritter Geld, die Mädchen zu betrügen, so soll ers nun auch haben, ein ehrlich Mädchen auszustatten. Willst du den Fernando haben?

Franziska.

O lieber Onkel, ja. Wenns nur aber alles richtig ist, und keine Gefahr, lieber Onkel.

Bristo.

Gefahr? Ich habe einen Zungendrescher vom Advokaten, über den nichts geht; Pfarr und Zeugen glauben, es ist Ernst: der arme Ritter denkt sie sind bestochen.



Franziska.

Fernando aber?

Bristo.

Kömmt gewiß, mit Schergen und Gerichten, und macht der Freude ein Ende. Komm, Bäschen, komm, es ist die höchste Zeit.

Franziska.

O mein Fernando, giengs doch diesmal gut!

Dritter Akt.

Erster Auftritt.

Pindaro, (Vater.) Arnolfo, (Sohn.)

Pindaro.

Hier wollen wir warten, mein Sohn. Das war sonst unser Haus. Aber freylich ist nun deine arme Mutter nicht mehr drinn. Gott, wie wirds ihr inzwischen gegangen seyn? — Ich weiß nicht, wo sie wohnt, und kann es auch nicht wagen, gerade zu ihr zu gehen. Sie stürbe vor Freuden. Es wird doch wohl Ein Mensch kommen, den ich kenne.

Arnolfo.

Mir ist noch alles so bekannt, lieber Vater. Gott Lob, daß wir doch wieder da sind.

Pindaro.

O deine arme Mutter und Schwester, wer weiß, wies ihnen geht?

Arnolfo.

Lieber Vater, hat Gott uns gerettet, so werden sie ja auch wohl noch leben. Und dann ist unser Elend all vorbey.

Pindaro.

Ja, Sohn, so ists in der Welt. Wir haben hier keine andre Freude, als nach Leid. Glücklich ist der, der viel überstanden hat, und endlich dann zur Ruhe kömmt.

Arnolfo.

Nun, lieber Vater, da sind wir ja nun auch. Wir sind auch zur Ruhe!

Pindaro.

Sieh, Kind, was Vater- und Mutter-Liebe ist. Meine Cornelia, und ich, wir hätten uns

mit allem beholfen. Ihr, meine Kinder, habt mich so weit weggewiesen, daß ich nun alt und grau zurückkomme, wo ich jung weggieng. Doch freylich hat mich auch die Sehnsucht nach deiner Mutter vor der Zeit so grau gemacht. Wird sie auch noch leben, meine Cornelia? Erinnerst du dich noch deiner Schwester?

Arnolfo.

Ja, lieber Vater, ich weiß noch alle Spielchen, die ich mit ihr spielte.

Pindaro.

Lieber Gott, kömmt denn niemand, den ich kenne? O meine Cornelia, meine Freundin! — das Herz ist mir zu eng! Ich daure es fast nicht mehr!

Arnolfo.

Weinen Sie nicht, lieber Vater. Sie werden sie ja nun bald sehen. Es hat sich hier viel verändert. Sehn Sie dies große Haus, das stand sonst nicht hier.

Pindaro.

Ja wohl, Kind, muß sich viel verändert haben. Die du klein verließest, sind nun groß, wie

du, die jungen Leute alt; die Alten unter der Erde. So ist der Menschen Lauf.

Arnolfo.

Da kömmt ein Herr aus jenem Hause. Kennen Sie den vielleicht, lieber Vater?

Pindaro.

Noch nicht, meine Augen sind zu trübe.

Arnolfo.

Er kömmt auf uns gerade zu.

Pindaro.

Nun kenn ich ihn. Es ist Calidonio! Er wird mich auch wohl kennen. Wir waren ja sonst Freunde.

Zweyter Auftritt.

Pindaro. Arnolfo. Calidonio.

Pindaro.

Mein Herr, sind Sie nicht Calidonio, der Sohn von unserm alten, rechtschaffnen Obervorsteher, Alexander?

Cali-

Calidonio.

Ja, mein Herr, das bin ich. Was steht zu Ihren Diensten? Ich sehe, Sie sind fremd?

Pindaro.

Dachte ichs doch gleich, ich hätte recht gesehn. Nun Gott Lob, daß ich Sie wieder sehe, frisch und gesund, doch freylich auch ein bißgen älter.

Calidonio.

Woher kennen Sie mich dann?

Pindaro.

Von hieraus, mein Herr.

Calidonio.

Von hieraus? Ist mirs doch, als wenn ich Sie auch sonst gesehen hätte. Ich kann mich aber doch nicht recht besinnen.

Pindaro.

Können Sie mir nicht sagen, ob die Wittwe Cornelia noch lebt, und wo sie wohnt?

Cali-



Calidonio.

Heilige Jungfrau! so hat mirs doch recht geahndet. Sie sind Pindaro selbst?

Pindaro.

Ja, mein Freund Calidonio, ich bin es, aber lebt meine Cornelia noch?

Calidonio.

Ja, sie lebt, und ihre Tochter auch. So bist du der gute Pindaro, unser ehrlicher Freund, den wir zwey Jahr für todt gehalten haben?

Pindaro.

Ja, Calidonio, ich bin es, und das ist mein Sohn Arnolfo, den ich so klein mitgenommen habe. Nun ist er groß.

Calidonio.

Ja wahrhaftig, du bist es, du ehrlicher Pindaro; komm, laß dich umarmen. Es ist mir noch wie ein Traum.

Pindaro.

Gott weiß es, wie ich mich darnach gesehnt habe, euch, lieben Freunde, wieder zu sehen.

Calidonio.

Komm, Arnolfo, laß dich auch umarmen; du bist ja schon ein Mann! — Großer Gott, wie sind doch deine Wege! Du weißt noch lange nicht, Pindaro, wie ich mich freue, daß du wie der da bist.

Pindaro.

Ich glaube es wohl, Calidonio. Denn ich habe dich auch von Herzen lieb.

Calidonio.

So bist du denn nicht in dem Schiffbruch umgekommen?

Pindaro.

Nein, durch ein Wunder Gottes nicht, und auch mein Vermögen ist gerettet.

Calidonio.

Auch dein Vermögen?

Pindaro.

Ja, Calidonio, und Gott hat mir mehr gegeben, als ich werth bin.

Calidonio.

Nun so wird große Freude seyn. Du wirst dich herzlich sehnen, dein Weib und Kind zu sehen. Aber sie möchtens nicht aushalten, wenn du auf einmal kämest. Komm in mein Haus. Ich habe dir viel zu sagen, und wills ihnen sogleich wissen laßen. Komm, Pindaro!

Pindaro.

Vergelt dirs Gott, mein lieber Calidonio!

Dritter Auftritt.

Hannibal. Montalvam.

Hannibal.

Das sollte ich leiden, Montalvam? Da soll Himmel und Erde eher untergehen!

Montalvam.

Daß ein solcher Kerl sich untersteht, einen Ritter zu betrügen; einen Ritter, Herr, wie Sie?

Hannibal.

Auch soll er nicht entkommen, im Himmel und auf Erden nicht.

Mon-

Montalvam.

Und auch nicht in der Hölle. Da finden Sie ihn wohl zuerst.

Hannibal.

O wenn ich ihn nur fände! Wie einen Türken wollte ich ihn aufspießen an einem Pfahl.

Montalvam.

Und den Ritter Fernando?

Hannibal.

Den will ich in Stücken zerreißen. Hätte ich nur noch was davon gehabt von dem verdammten Ehkontrakt. Aber so bringt der Teufel den Vetter mit allen seinen Schergen, wie wir noch bey Tische sitzen.

Montalvam.

Das war das schlimmste; denn das Mädchen wars werth, wenns gleich die Camilla nicht war.

Hannibal.

Die hat nun der Laffe von Lenardo auch weg. Ich möchte rasend werden. Der Teufel hat mich

in

in die Stadt und Land gebracht. Was für ein andrer Kerl war ich in Rhodes?

Montalvam.

Habe ichs Ihnen nicht gesagt, gnädiger Herr! Es kömmt gleich aufs Erste an. Hätten Sie gleich Anfangs sich auf den rechten Fuß gesetzt, wir hätten Vetter und Schergen in Granatstücken zerhauen.

Hannibal.

Du hast Recht. Nun will ich aber auch das Rauche rauskehren. Sie sollen sich verwundern.

Montalvam.

Wenns nun nur nicht zu spät ist. Die Herrn Richter sind hier ohne Spaß.

Hannibal.

Wie so?

Montalvam.

Es heißt, Sie sind ein Ritter, und haben sich trauen laßen, um ein ehrlich Mädchen zu betrügen.

Hannibal.

Das ist der Teufel, dann bin ich um die Commende.

Montalvam.

Hören Sie, gnädiger Herr, soll ich Ihnen rathen?

Hannibal.

Ja, rathe.

Montalvam.

An Ehr' und Reputation haben Sie nichts gelitten. Den Alexander mit seinen Spiesgesellen, die Ihnen das Mädchen nehmen wollten, haben Sie geschlagen.

Hannibal.

Und das tüchtig, und ich allein. Du kamst zu spät. Wo bliebst du Schurke?

Montalvam.

Hatte ich dann nicht im Hause zu thun, gnädiger Herr?



Hannibal.

Ja, das ist wahr. Auch brauchte ich dich nicht. Es waren leidige Schurken. Aber den Hundsfott vom Vetter mit seinen Schergen, daß ich die nicht zu Schanden gehauen habe, das liegt mir auf der Seele.

Montalvam.

Ey, gnädiger Herr, Sie sind nicht in Rhodes. Kopf ab, heißts hier, wer sich der Gerechtigkeit widersetzt; da ist bey Gott Gnade.

Hannibal.

So hol der Teufel auch das ganze Land! Da kann kein Rittersmann leben. Pack auf, Montalvam. Wir wollen nach Rhodes.

Montalvam.

Ja aber die Commende? Wenn nun der Vetter hinschreibt.

Hannibal.

Das ist der helle Teufel! Was soll ich thun?

Montalvam.

Hören Sie, gnädiger Herr, das sind keine Leute, die es mit einem Herrn, wie Sie sind, so hoch aufnehmen. Mit Geld ist alles gethan.

Hannibal.

Glaubst du?

Montalvam.

O ja, wenn Sie nur wollen.

Hannibal.

Ob ich will? Ich muß, dummer Kerl, sonst ist die Commende fort, und alles.

Montalvam.

Ja, so müßen Sie's so genau nicht ansehen. Es ist einmal ein Unglück. Reden Sie mit dem Vetter.

Hannibal.

Ich, mit dem Kerl? Mit Füßen will ich ihn treten.

Montalvam.

Das ist wahr, er würde auch nicht kommen, da bin ich gut dafür, wenn er nicht die Scherzen alle hat. Wie fängt mans nun an?

Hannibal.

Rede du mit dem Schurken, und mache, daß der Sache ein Ende wird, zwischen hier und vier und zwanzig Stunden. Ich kann hier nicht länger bleiben. Geh, und komm gleich wieder. Ich laße Alles aufpacken.

Vierter Auftritt.

Lenardo. Camilia. Cornelia
(in Morgenkleidung.)

Camilia.

Wirst du mich auch immer so lieben, Lenardo?

Lenardo.

O meine Camilia, könnte ich treulos gegen dich handeln?

Camilia.

Aber, wenn dein Vater dich nun enterbt?

Lenardo.

Sieh, Camilia, so sind wir dann nicht reich, und ich kann dich nicht so glücklich machen, als ich wollte, aber Gott wird uns doch versorgen.

Ich habe meine Zeit nicht übel angewendet, und kann mein Brod selbst verdienen.

Camilia.

Hast du schon Nachricht von deinem Vater?

Lenardo.

Nein, Liebe! Bristo und mein Bedienter sind noch aus. Mit der Zeit wird sichs schon geben. Nur jammerts mich, um meine gute Mutter, die ich nun nicht mehr sehen kann. Sie ist nicht nach Geld, und du gewönnest gewiß ihr Herz. Ich hätte es ihr so gern gesagt. Sie lobte dich immer, wenn du vor unserm Hause nach der Meße giengest. Ich mußte mich wohl recht verstellen.

Camilia.

Kannst du dich auch verstellen, Lenardo?

Lenardo.

Ja, aber gegen dich nicht — Wer klopft?

Ein Bedienter (ausser Athem.)

Da ist Herr Calidonio mit viel andern Leuten, und fragt nach Ihnen allen.

Cornelia.

Herr Calidonio? Nach uns? Um Gotteswillen! Wie kann er wißen, daß wir hier sind? — Wir sind verrathen, Lenardo!

Camilia.

Wir sind verrathen. O Lenardo rette dich. Geh zur Hinterthür hinaus.

Lenardo.

Ich, meine Camilia? Ich sollte dich verlassen? Nein. Es kömmt mir zwar zu früh. Ich habe noch nicht alles gethan, was ich thun wollte. Aber ich muß es nun abwarten. Laß den Herrn Calidonio hereinkommen.

Fünfter Auftritt.

Calidonio. Lenardo. Cornelia. Camilia.

Calidonio.

Erschrecken Sie nicht, ich komme zu keinem Bösen.

Lenardo.

Das hoffe ich auch nicht zu Ihnen, Herr Calidonio.

Calidonio.

Ich brauche wohl nicht zu fragen, wer diese zwoo Damen sind. Sie haben nicht übel gewählt, Lenardo. So schön ist meine Tochter freylich nicht.

Cornelia.

Spotten Sie unsrer nicht, Herr Calidonio; Sie sind ja ein so guter Herr.

Calidonio.

Nein, das thue ich auch nicht, warlich nicht. Aber vergeben Sie mir eine Frage. Sie geschieht nicht zu Ihrem Schaden, Camilia. Sind Sie würklich verheyrathet, Lenardo?

Lenardo.

Ja, mein Herr!

Calidonio.

Haben Sie das gute Kind nicht hintergangen?

Lenardo.

Ihre Frage schmerzt mich, Herr Calidonio. Sie kennen mich von Jugend auf. Wäre ich das wohl fähig?

Calidonio.

Vergiebs, lieber Lenardo. Ich will dich wieder Du nennen, wie sonst, da ich glaubte, daß du mein Tochtermann werden solltest. Ihr jungen Leute seyd heut zu Tage so betrügrisch. Mein Sohn Alexander, ach — ich habe heut und gestern viel von ihm erfahren. Ich hätte es nicht gedacht. — Du bist also würklich verheyrathet, Lenardo, mit diesem lieben Kind, in aller Form Rechtens?

Lenardo.

In aller Form Rechtens, edler Calidonio.

Calidonio.

Weißt du denn aber auch, daß dein Vater dich enterbt hat, und dich aufsucht?

Lenardo.

Darauf war ich gefaßt, mein Herr.



Calidonio.

Und wie? Wie willst du dich nun nähren?

Lenardo.

Ich habe Schutz von dem Minister. Er hat mir einen Dienst versprochen, und wird mich auch gegen die Gewalt von meinem Vater schützen.

Calidonio.

Nun, so hast du bey aller deiner Liebe doch als ein vernünftiger Mann gehandelt. Ich schätze dich darum, und will dich nun auch erfreuen. Camilia, Sie haben den Mann doch wohl nicht bloß des Reichthums wegen genommen?

Camilia.

Nein, Herr Calidonio, davon sind diese Thränen Zeuge, und er kennt mein Herz. Wenn ich ihn nur nicht unglücklich mache!

Calidonio.

Wenn Sie also reich würden, so würde es Sie nicht gereuen, daß Sie ihn gewählt haben, wenn sein Vater ihn auch enterbte.

Cami-

Camilia.

O wie glücklich wäre ich, wenn ich meinen Lenardo und meine Mutter glücklich machen könnte. — Aber warum fragen Sie mich, Arme, um das, Herr Calidonio? Sie wißen, wie arm ich bin, und mein guter Vater ist todt.

Calidonio.

Sie sind nicht arm, Camilia. Ich habe sechzigtausend Thaler für Sie in meiner Hand. Dreyßigtausend für Sie, und dreyßigtausend für Ihre Mutter ihr Witthum, wenn Sie nicht ihr hartherziger Vater darum gebracht hätte.

Camilia.

Lieber Herr Calidonio! Um Gotteswillen, spotten Sie unsrer nicht, wir sind zwar arm und unglücklich, aber wir verdienen es nicht.

Calidonio.

Nein, ich spotte Ihrer nicht, liebe Camilia. Heute ist der ehrliche Schiffer zu mir gekommen, der Ihren Vater überbringen sollte. Er hat mir sein ganz Vermögen übergeben, und es ist noch mehr, als ich Ihnen sage. Vielleicht lebt auch

Ihr

Ihr Vater noch. Der Schiffer sagt, es sey so gewiß nicht, daß er untergegangen. Sie waren nahe am Ufer. Faßen Sie sich, Cornelia.

Cornelia.

So wäre es möglich, daß mein Pindaro noch lebte! So könnte ich ihn noch wieder sehn? So könnte er dir noch seinen Segen geben, Camilia? — O Lenardo, du würdest ihn verehren! — Es war ein redlicher Mann! — Wo ist der Schiffer, lieber Herr Calidonio? Kann ich ihn nicht sprechen, kann ich ihn nicht fragen?

Calidonio.

O ja, Cornelia. Ich habe schon dafür gesorgt. Mich däucht, er ist schon draußen. Ich habe was gehn gehört. Schiffer!

Letzter Auftritt.

Cornelia. Camilia. Lenardo. Calidonio. Pindaro. Arnolfo.

Cornelia.

O mein Pindaro! (Cornelia fliegt ihm in den Arm. Camilia wirft sich ihm zu Füßen.)

Pin-

Pindaro.

Meine Cornelia! Du kennst mich noch? Und du auch, liebe Camilia? Hier ist dein Sohn, Cornelia! Seliger Tag!

Cornelia.

Und du lebst noch, und bist wieder mein, o Pindaro?

Pindaro.

Ja, Cornelia! Gott hats gegeben, und ich kann nun die Thränen trocknen, die du um mich vergoßen hast. Dank dir, daß du unsre Camilia so wohl erzogen hast. Dein Sohn ist auch gut.

Cornelia.

Lieber Sohn, lieber Arnolfo!

Pindaro.

Du hast ein wenig gewagt, meine Cornelia. Ich weiß alles. Aber Gott hats zum Besten gekehrt. Das ist ihr Lenardo?

(Lenardo küßt ihm die Hand.)

Cami-

Camilia.

Ja, lieber Vater, er ists.

Pindaro.

Gott segne euch, meine Kinder! Wie mir Calidonio gesagt hat, so konntest du nicht besser wählen.

Lenardo.

Sie sind mein zweyter Vater. Nehmen Sie mich auf. Vielleicht verläßt mich der meine.

Calidonio.

Nein, er verläßt dich nicht. Ich weiß es gewiß. O hätt' ich doch auch einen Sohn, wie du.

VI.

VI.

Fragmente

aus

der Portugiesischen Geschichte

und Litteratur,

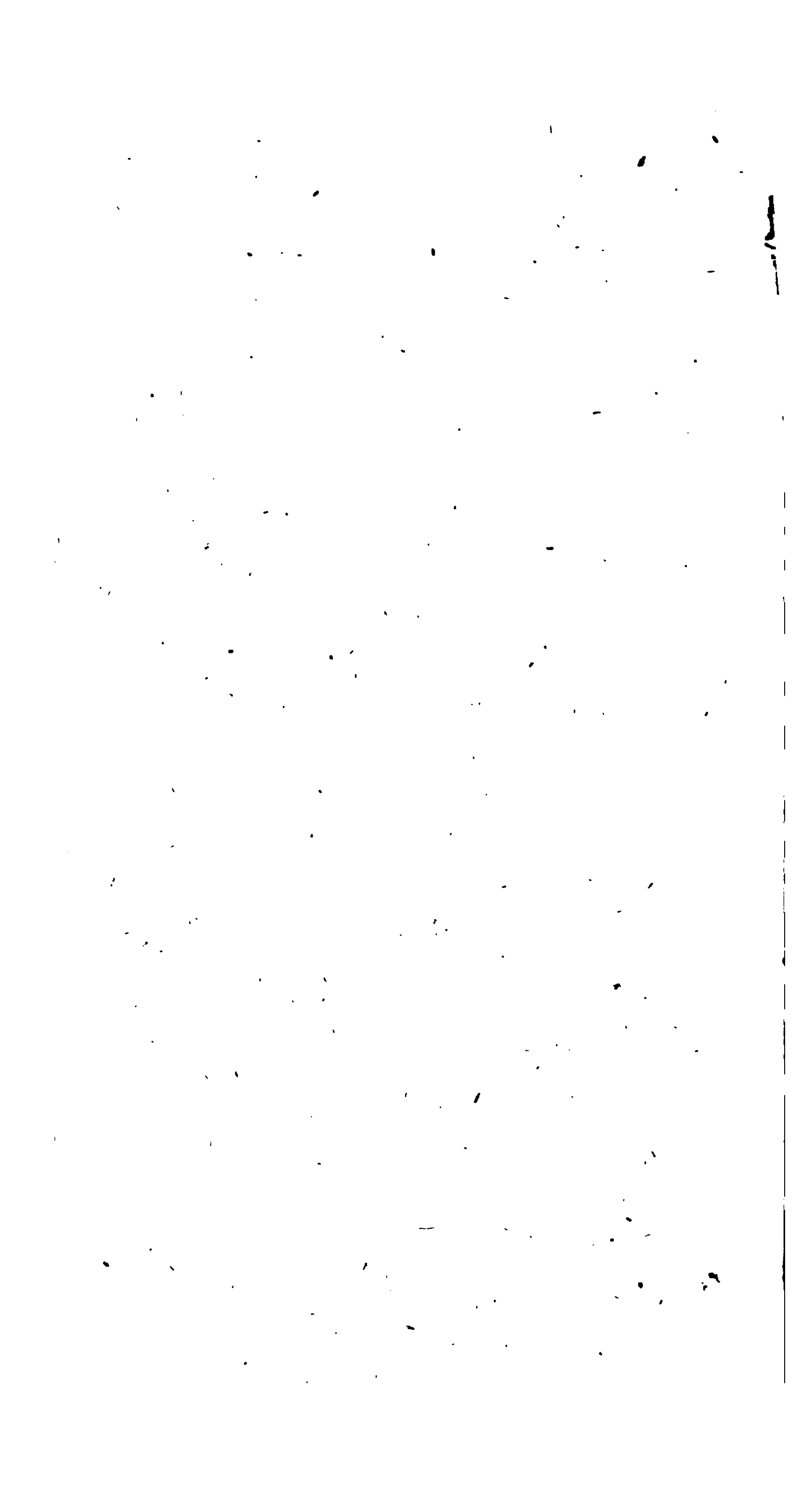
nebst

einer kurzen Einleitung

über

die Absicht und Sammlung

derselben.





Einleitung.

Jedes Volk, jedes Jahrhundert, und in Monarchien fast jede Generation, hat einen unterscheidenden Charakter, ein eigenthümliches Gute und Böse, eine ihm eigene Denkungsart, und dreyßig, vierzig Jahre Regierung eines Königs, der von Anfang an einen gewissen Plan verfolgte, ist oft hinreichend gewesen das Genie einer ganzen Nation von einem Aeusserften zum andern zu verändern. Die Liebe zum Ackerbau, und die unschuldigen, ungekünstelten, und rauhern Sitten einer Nation, die diesen für ihre Stärke hält, können sich einmal in Liebe zur Handlung, Wissenschaften und Künsten, und in feinere weichliche Sitten verwandeln; diese wieder in die kriegerischen eines militärischen Gouvernements. Das Genie des Zeitalters, in dem man lebt, so wie der vorigen durch die Geschichte festzusetzen ist so schwer nicht; schwerer aber zuweilen die wahren Ursachen der Veränderungen anzugeben, und noch schwerer, die Wagschaale in die Hand zu nehmen, sie gegen einander zu wägen, und den Vorzug der einen vor den andern zu bestimmen. Denn ein solches Urtheil zu fällen, müßte man von den Vorurtheilen seines eigenen Zeitalters, oder eines andern, in welches man durch seine Neigungen sich versetzt hat, völlig frey seyn. Und wer kann sich ein solch Zeugniß geben?

Ein Mensch, der die Besserung seines Verstandes und Herzens, der Zeit, dem Alter, und den äußern Umständen überläßt, wird sich öfters ändern, vielleicht aber im Gan-

zen darum nicht bessern, und in diesem Stande ist ein Volk, das seine Verbesserungen von den Gesetzen, dem Beyspiele, und den Einrichtungen seines Fürsten nimmt. Denn jedem Individuo einzeln genommen, sind dies alles nur äussere Umstände, und unter zehn, die die Veränderung trift, ist vielleicht nur einer, der sein eigen Herz, und seinen eignen Verstand mitarbeiten läßt; die andern reißt die Gewalt und der Strom mit sich fort. Es ist also zwar leicht zu sagen: die Nation nahm zu dieser oder jener Zeit eine Denkungsart an, die sie vorher nicht hatte, ob sie aber damit besser worden, ist nur in gewissen hervorleuchtenden Fällen, zu entscheiden möglich. Alles aber, was Stand auf Erden heißt, und selbst ein Theil der Wissenschaften und Künste, hat seinen Grund im Verderben und der Unvollkommenheit des Menschen, und so lange diese bestehn, wird der Mensch auf Erden immer ein Mensch bleiben, das heißt, ein Gemisch von Guten und Bösen, so mächtig in einem Betracht, so ohnmächtig im andern; von so viel Kenntnissen auf der einen Seite, und so viel Unwissenheit auf der andern. Die Verbeßrung des Genies einer Nation hat also gewiß seine Schranken, ob es aber einen Stillstand geben könne, ob unser Jahrhundert, oder irgend ein anderes, ob irgend ein Volk auf Erden den höchsten Grad der menschlichen Verbeßrung erreicht habe? verlange ich hier nicht zu untersuchen. Das ist aber unläugbar, daß die Völker sich noch ungleich sind, und wir weder im Einzelnen, noch in der Regierung andrer, so handeln dürfen, als wenn wir den höchsten Grad der Vollkommenheit bereits erreicht hätten.

Daß aus bösem Rathe Gutes wird, kann uns nicht befremden, und ist ein Beweis der höhern Vorsehung über die Schicksale der Menschen; daß aber auch aus gutem

Rathe

Rathe Böses werden kann, und was in der Regierung Andrer zu ihrem Besten unternommen ward, in der Folge ihr Unglück machen kann, und was die Nationen hätte bessern können, sie verschlimmerte, ist eine traurige unumstößliche Wahrheit, die durch die Geschichte nur zu sehr bewiesen wird. Hieraus kamen die zwo Grundsätze der Regierungs-Kunst, die so viel Unglück unter die Menschheit gebracht haben, und noch bringen werden: nämlich daß man Böses thun dürfe um Gutes daraus zu schaffen, und Gutes unterlassen, damit kein Böses daraus werde. Es ist leicht mit hundert Rednern und Moralisten gegen diese Grundsätze zu declamiren, aber wie viel besser, wie viel rührender wäre es, einen König oder Fürsten zu zeigen, wie klein sein Land auch gewesen, der es regiert hätte, ohne jemals nach diesen Grundsätzen zu handeln. Das Mehr oder Minder ist alles, was, ich glaube, ist erreicht worden, und macht den Unterschied zwischen dem guten und bösen Fürsten.

Indeß, da es so wahr ist, daß die Könige die Herzen ihrer Völker lenken, und eben so wahr, daß jeder Schritt, den sie zur Beßrung derselben thun, bey Einigen ihres Volks Schritte zur Verschlimmerung werden, und wenn dieser Theil die Oberhand gewinnt, aus Gutem Böses wird; da in so viel andern Fällen die Wahl nur zwischen Uebeln bleibt das mindere zu treffen; so wird es ja durch dieß Alles ungemein wichtig, aus der Geschichte den Einfluß kennen zu lernen, den Beyspiel, Gesetze, Vermehrung des Reichthums, Einführung der Wissenschaften, Erziehungs-Anstalten, Krieg und Frieden, und so viel andre Begebenheiten, auf den Charakter eines Volks gehabt haben. Und wenn man dann sieht, wie Armuth und Reichthum, Krieg und Frieden, Aberglaube und Unglaube,

Weichlichkeit und rohe Sitten, und so viel andre Gegensätze mehr, oft eine und eben dieselbe Würkung hervorgebracht haben; Beydes Reiche erhoben und Reiche gestürzt, wird man dann nicht bey jeder neuen Einrichtung um so aufmerksamer auf die entgegengesetzten Folgen, welche die Wärme eines wohlthätigen Herzens, und der Enthusiasmus nur zu leicht verkennen? Auch wird man früher gewahr, wenn das Gute in Böses ausarten will; und bleibt nur zwischen Uebeln die Wahl, so lernt man auch hier die Mittel das Uebel zu mindern.

Es war eine Zeit, wo man die Geschichte, besonders in Teutschland, nichts weniger, als aus diesen Gründen zu lernen schien. Denn ist Bescheidenheit, und unumschränkte Wißbegierde eine der eigenthümlichen guten Eigenschaften der Teutschen, so war auch gewiß von jeher einer ihrer Fehler, und ist's vielleicht noch itzt, eine Menge unnützer Kenntnisse trocken, methodisch, und in größter Richtigkeit und Ordnung zu sammeln, und jedem Menschen für unentbehrlich zu halten. Unsre langweiligen Geschichtschreiber dieser Art sind von der Bühne verdrängt worden, nicht aber durch uns selbst, sondern durch Geschichtschreiber fremder Nationen, und besonders jenen Liebling unsers Jahrhunderts, der beydes so viel Gutes, und so viel Böses darinn gestiftet hat. Schon haben andere Nationen der blühenden Schriftsteller viel, die die Historie wie einige Naturforscher die Physik behandeln, und die Begebenheiten nach einem gewissen Lieblings-Systeme ordnen, und dem zu Gefallen die Geschichte nicht erzählen, sondern lenken. Allezeit bleibt ihnen der Werth eines wohlgeschriebnen Romans. Er kann das Herz bessern, und die Kenntnisse des Verstandes vermehren, wofern nur das System an sich gut ist. Wäre es aber das System nicht, so

ist

ist eine solche Geschichte ein Roman ohne Moral. Beyde aber können den Verstand verführen, wenn sie Fakta aus Gründen herleiten, die sie nie gehabt haben, und es ist daher allezeit wahrer, sichrer, und überzeugender, die Thaten allein für sich reden zu lassen. Ein Geschichtschreiber soll blos darstellen, nicht urtheilen.

An sich, hat die Geschichte von Portugall den Reiz und das Interesse der Geschichte größrer Reiche nicht, und ihre Revolutionen waren weder häufig, noch von beträchtlichen Folgen auf die übrige Welt. Ist aber, eine von den Absichten, weswegen man die Geschichte studieren sollte, das menschliche Herz in ganzen Nationen kennen zu lernen, so giebts wenige, vielleicht keine einzige Geschichte, die mehr zu dieser Kenntniß beytragen könnte. Sie ist die Geschichte einer einzelnen großen Familie, die ihren Gesetzen, Sitten, Vorurtheilen, und Neigungen um so treuer verblieb, weil sie zu klein war, um auf die benachbarten Völker einen gegenseitigen Einfluß zu haben, und zu groß, zu abgelegen, und zum Theil zu feindselig, um ihn einseitig anzunehmen. Der Grund ihres eigenthümlichen Charakters, ihres unterscheidenden Guten und Bösen, ihrer Revolutionen, ihres Wachsthums, und ihrer Abnahme liegt allezeit in ihr selbst. Hat sie je daher sich empor gehoben, so geschah es Stufenweise und langsam: ist sie gefallen, so war es wieder auf die nämliche Art, so wie der Wachsthum und die Abnahme des menschlichen Cörpers, von Tag zu Tage genommen, zwar unmerklich, aber in gewisse Perioden abgetheilt, jedermann sichtbar.

Es sind in unserm Jahrtausend vier Haupt-Epoken in der Geschichte von Portugall. Die Gründung des Reichs, und die darauf folgende Kriege und endliche Befreyung von

von den Mohren; die Entdeckung beyder Indien; die Unterjochung von Spanien, und die Befreyung von diesem Joche. Ich wünschte die Portugiesen unter jeden dieser Perioden, in ihren wahren Sitten, Denkungsart, und Costume vorzustellen, und was der Geist der Nation war, als sie um Leben, Weib, und Kind und Glauben mit den Mohren stritten: als sie aus Geiz, Habsucht, und Enthusiasmus nach den Indien giengen; als sie die dort erpreßten Reichthümer gewonnen, und sie genießen wollten, als sie das Joch der Spanischen Herrschaft trugen, und da sie davon frey geworden, und wie unter allen diesen Veränderungen gewisse Hauptzüge des National-Charakters unverändert geblieben. Hiezu werde ich die Geschichtschreiber wählen, die am treusten und malerischsten ihre Zeiten und Sitten und Handlungen darstellen, und sie immer selbst reden lassen. Ich werde das Merkwürdige und Unterscheidende in den Gesetzen eines jeden Zeitalters liefern, und durch die Schriftsteller selbst, ihr Leben und Auszüge aus ihren Werken, den Stand der Wissenschaften darstellen. — Chronologie, oder irgends eine andre Ordnung, ist mir vor der Hand aus vielen Gründen unmöglich, besonders aber, weil die Schriftsteller, die die besten Hülfsmittel gewähren, wegen Mangel des neuen Verlags, und der geringen Anzahl des ersten so selten, daß man sie nur mit vieler Mühe ausfündig macht, und sie am oftsten durchs Ungefähr findet. Ich kann also nichts, als einzelne Gemählde liefern, und denen, die sie von mir annehmen, überlasse ich sie in der Folge zu ordnen. Lob und Tadel einer Nation, unter welcher man lebt, *) ist entweder verdächtig oder gefährlich; man erwarte also keins von beyden von mir; ich werde aber um desto mehr bemühet seyn, die Thaten reden zu lassen.

Die

*) Dieser Aufsatz ist in Portugall selbst geschrieben. B.



Die erste Probe, die ich im Fache der Geschichte liefere, ist die Chronik vom Könige Don Affonso dem vierten, und seinem Sohne Dom Pedro, ein ächtes Stük aus der alten Ritter-Zeit, und wie ich auf dem Titel-Blatte von dem Verfasser entlehnt habe, aus den Zeiten, da die Portugiesen noch kein Zuckerwerk und derley Ding aus den andern Welttheilen hatten. Ich habe aus Interesse für die rührende Geschichte der Donna Ignez diese zwo Lebensbeschreibungen zuerst gewählt, es schien mir aber unmöglich, sie in anderm, als dem Style der Chronik selbst zu übersetzen, und wünsche nur ihn getroffen zu haben. Duarte Nuñez de Liam, Verfasser dieser Chroniken und verschiedner andrer, war Desembargador, und lebte im 16ten Jahrhundert. Ich werde zu einer andern Zeit Gelegenheit haben weitläuftiger von ihm zu reden.

Die zweyte Probe enthält die Geschichte der Acclamation unsers jezt regierenden königlichen Hauses, von dem bekannten Grafen von Ericeyra. Es kann mir nicht unbekannt seyn, daß Vertot und La Clede diese Geschichte gleichfalls beschrieben haben; das Genie aber dieser Zeit, wo schon so viel Zuckerwerk aus Indien kommen war, und die ersten Triebfedern der Handlung stellt der Graf Ericeyra, heller und treuer dar, und selbst wo er parthevisch und abergläubisch ist, wird er auch eben dadurch malerischer.



Erstes Fragment
aus
der Portugiesischen Geschichte;
als noch kein Zuckerwerk und derley Ding aus Indien kommen war.

Chronika des Königs Affonso des vierten dieses Namens, unter den Königen von Portugall der siebende, durchgesehen und gebessert von Duarte Nunez de Liam.

Als König Dionysius verstorben, fand Dom Affonso, sein Sohn, der ihm folgte, das Königreich in glücklichem und gesegnetem Stande. Denn seine Vasallen waren reich, und die Schätze, die ihm sein Vater hinterließ, groß, und das Reich war in Frieden von außen und von innen, weil der verstorbne König in seinem Alter mit keinem der christlichen Fürsten weder Krieg noch Fehde gehabt. Der Infant aber, als er zu regieren begann, war fünf und dreyßig Jahr, und liebte sehr Jagen und Reiten; und weil Land und Leute zu regieren gar mühsam, vergaß er oft der Arbeit, und die Leute zu verhören, darüber dann manche Klage sich erhob. Es begab sich aber daß der König von Lisabon aus nach Cintra zu jagen gegangen, und da fast einen Monden lang verblieb,

in

in der Zeit, da in dem Rathe Geschäfte für waren, wie das Reich zu verwalten, an denen gar vieles lag. Da nun die Räthe sahen, wie grossen Schaden er sich und dem Reiche thät, um so geringer Ursach willen, und er drauf in ihren Rath gekommen, und da von der Jagd zu erzählen anfangen, sagte ihm einer der Räthe, doch mit der Andern gutem Willen: Herr, es muß Ew. Hoheit daran denken, einen andern Lebenswandel zu führen; denn Ew. Hoheit ist König, um uns zu regieren; dazu geben wir Schatzung und Zoll, und halten Euch in Ehren. Ihr aber macht das Jagen zu euerm Amt, und des Lands Regierung zum Zeitvertreib, da doch Gott Euch nicht fragen wird um euer Wild und Thiere, sondern um die Leut, deren Sache ihr nicht gehört, und die Geschäfte eures Reichs, die ihr nicht gethan, als da jetzt geschehen ist, da ein so wichtig Geschäft für war, wo der König bey seyn muß; Ew. Hoheit aber von uns gangen ist, und wir hier auf Euch warten müßen, und nichts gethan haben. Es gehe also Ew. Hoheit einen beßern Weg, wo nicht — —

Der König, der von Natur gar jäch und zornig war, als er dies letzte freche Wort gehört, sagte es mit vielem Zorn ihm nach. Wo nicht? Worauf die Räthe sagten: Ja, wo nicht, so werden wir uns einen König suchen, der uns mit Gerechtigkeit regiere, und nicht des Reichs Regierung laße, um nach den Thieren in dem Wald

zu laufen. Auf diese Rede sagte der König mit vielem Zorne: Ihr sagt mir, wo nicht? Ihr? Ja, Herr, antworteten die Räthe, und das wollen wir allezeit thun, so oft Ihr Eurer Pflicht vergeßt. Da gieng der König in gar großem Zorne aus dem Rath, und war in Zweifel, was er thät. Als er aber sich bedacht, und daß die Räthe es für seinen eignen Dienst, und ihm zum Wohl gesagt, so hielt er sie für treue Diener.

Also thäten die Räthe jener Zeit, weil sie noch frey vom Geitze, Prunk und Habsucht dieser Tage waren. Denn sie begnügten sich mit einem ehrbaren Leben, ohne Gaukeln und Schwelgen, und weil sie dann auf ihr Haus, Tisch und Gepränge nicht viel wandten, so brauchten sie auch nicht viel, und hatten alle die Bittschriften und Supplikenn nicht nöthig, darob sie jetzt ihre Freyheit verliehren, so doch der Grund und die Seel' aller Rathschläge ist. Mit Hülfe dieser treuen Räthe ließ dann der König die Jagd, und fieng an, das Reich zu regieren, und der Gerechtigkeit zu pflegen, daß niemand Klage wider ihn hätte. Doch weil der Haß, wenn er einmal Wurzel hat, nicht leicht auszureuten ist, und der König seinen Bruder so lang und so von Herzen feind gewesen, so wollte er, weil er nun König worden, die Rache an ihm thun, die er vorhin nicht üben können, und thät nicht hierinn, wie andre tapfre Fürsten, die als Könige das Leid nicht wollten rächen, das sie gelitten, ehe sie Könige waren.

Es

Es erzählet hierauf der Geschichtschreiber, wie der König seinen Bruder Dom Affonso Sanches aus dem Reiche getrieben. Ich übergehe es, weil es ohne die Chronik des Königs Dom Diniz nicht verständlich wird.

Den meisten Streit und Herzeleid that dem König Dom Affonso, sein Schwieger Dom Affonso seines Namens der Eilfte, König in Castilien, und das um zweener Ursachen willen. Denn Dom Affonso von Castilien hatte des Königs von Portugall Tochter, die Infantin Donna Maria zur Gemahlin, und hielt sie übel, wegen der Geliebten, die er hatte. Die zwoote Ursach war, daß der König von Portugall beschloß, den Infant Dom Pedro, seinen ältesten Sohn und Erben seines Reichs, mit der Donna Constancia, des Ritters Dom Manoel Tochter zu vermählen, so dem König von Castilien nicht gefiel, und er auf viel Art zu verhindern suchte. Und darum wills vonnöthen seyn, hier etwas von Castilien zu sagen, und waren dieser Zeit die zwey Reiche so verbunden, daß die Geschichte des einen ohne die vom andern gar schwer zu verstehen.

An des Königs von Castilien Hofe waren unter allen Großen seines Reichs die edelsten an Stamm und Macht, Dom Joam der Schielende und Dom Manoel. Und beyde waren aus königlichem Blut, und mit dem Könige nah verwandt, und hatten viele Lehn und Güter. Sie waren aber dem Könige verdächtig worden, und glaub-

glaubten, daß er ihnen nach dem Leben stünde, daher sie dann gar schnell von seinem Hofe wichen. Und weil Dom Joam der Schielende ein Wittwer war, so dachte Dom Manoel, er wollte ihm seine Tochter zur Gemahlin geben, und sich dadurch mit ihm verbinden, um mit ihm gegen den König von Castilien zu stehen.

Als nun der König dies Band und diese Freundschaft sahe, und wie viel Leid und Unglück ihm draus werden könnte, so sandte er im Geheim einen Bothen an den Dom Manoel, und ließ ihn höchlich bitten, daß er nicht von ihm abfiele; denn er wolle ihm viele Gnad erweisen, und Theil an den Aemtern seines Reichs und der Regierung geben. Auch wolle er, wenn es ihm geliebe, mit seiner Tochter, der Donna Constancia sich vermählen, und sie zur Königin machen. Dom Manoel, der Ehr und Reichthum suchte, wie denn alle Menschen thun, war über solch Erbieten hoch erfreut, und fand gar bald den Weg, von seinem Freund und Vetter, Dom Joam zu scheiden; und gieng von ihm nach Pennafiel, wo des Königs Abgesandte waren, um die Heyrath festzusetzen. Da wurden Schlösser zum Pfande ernannt, und dem Dom Manoel in seine Hände und Macht gegeben, die Braut aber dem Könige, und kam des Königs Oheim ihr entgegen, mit der Infantin seiner Gemahlin und vielen Großen von dem Reiche, die sie nach Valladolid brachten, wo die Vermählung mit vielem Fest und großer

Pracht

Pracht gefeyert wurde. Weil aber die Prinzeßin noch gar jung, so gieng der König nicht zu ihr, und übergab sie an die Donna Tareja, daß sie ihre Oberhofmeisterin wäre, und sie erzöge: den Dom Manoel aber nannte der König zum Graf und Gränzenbewahrer von Murcia.

Als nun Dom Joam der Schielende dies alles erfahren, hielt er sich für hintergangen und geschmäht, und wich nach Portugall, wo er auch viel Güter hatte, und machte sich zum Vasallen dieses Reichs. Dies nahm nun der König von Castilien gar hoch auf, und ward ihm noch gehäßiger, und da er überdies erfuhr, daß Dom Manoel ihm habe sagen laßen, er wolle, der Heyrath seiner Tochter ungeachtet, dem Eyde, den er ihm gethan, getreu verbleiben, und wenn ihm zu Leid geschähe, kommen und ihm helfen, so sann der König Tag und Nacht, wie er den Dom Joam in seine Hände überkäme, um das Leben ihm zu nehmen, und damit seiner Sorgen quitt zu seyn. Der König hatte einen Rath, der damals vieles bey ihm galt, ein böser, listiger Mann. Er hieß Alvaro Nunez de Osorio; der König aber hatte ihn zum Grafen von drey Grafschaften gemacht. Dieser gieng zum Dom Joam, und gab ihm in des Königs Namen Sicherheit, und betrog ihm mit vielen falschen Versprechen, und daß der König die Infantin Donna Leonor, seine Schwester, ihm zur Gemahlin geben wolle, so, daß Dom Joam dem allen traute, und mit ihm nach Touro

gieng,

gieng, wo der König war. Da gieng ihm nun der König sofort selbst entgegen mit seinem ganzen Hofe, und ehrte ihn dem Scheine nach gar hoch, und brachte ihn in das Haus, da er wohnen sollte, und lud ihn auf den folgenden Tag zum Mahle. Da aber Dom Joam zu diesem Mahle kam, hieß ihn der König mit zween seiner Ritter tödten, und machte drauf vor allen kund, warum er es gethan, und daß Dom Joam ihm Eyd und Treu gebrochen, und ein Verräther sey, und zog alle seine Lehen und Güter ein, darunter mehr als achtzig Städte und Schlößer waren.

Dom Manoel, dem seines Vettern Tod gar sehr zu Herzen gieng, und für sein eigen Leben sorgte, gieng von der Mohrengränze, wo er stand, nach dem innern Murcia, da er viele Güter hatte, und wollte nicht mehr gegen die Mohren noch für den König dienen, und redete öffentlich gar hart gegen den Alvaro, als den Verräther. Alvaro, der je gehofft, daß Dom Manoel ihm günstig bliebe, weil er dem König seine Tochter zugebracht, als er jetzt das Gegentheil sah, fieng an, dem König nun zu rathen, daß er die Heyrath nicht vollzöge, denn da der Constancia Vater weder König noch eines Königs Sohn, so sey sie auch dem Könige nicht ehrenvoll genug, und damit der Dom Manoel und die andern Großen die Lust hätten, von dem Könige abzufallen, nicht mehr, wie zuvor, in Portugall die Zuflucht hätten, so sollte der König den von Portugall um seine Tochter, die Infantin

fantin Donna Maria zur Gemahlin bitten, und ihm für den Infant von Portugall die Infantin Donna Branca antragen. Donna Branca aber war die Tochter von Dom Pedro von Castilien, des Königs Oheim, dem der König von Portugall viel zu danken hatte, weil er in seinem Dienst gestorben. Dem König von Castilien gefiel dieser Rath gar wohl, und er sandte nach Coimbra, wo Dom Affonso war, um die Heyrath abzureden, so dann auch geschah, und ließ der König von Castilien die Donna Constancia nach Touro bringen, und gab sie dem Dom Manoel, so doch ihr Vater war, nicht wieder.

Dom Manoel, als er dies gehört, hielt sich seines Eides quitt, und ließ dem König von Castilien, seine Lehn und Pflicht aufkünden, und wollte sein Unterthan nicht mehr seyn, und verband sich mit dem König von Grenada, und schrieb an den von Arragon, er sollte ihm helfen. Da schrieb auch der König von Arragon an den von Portugall einen Brief, wie er mit dieser Heyrath so groß Unrecht thäte, und Gott beleidigte, und seine Nichte, die Königin Donna Constancia schmähte, und mit ihr das ganze Haus Arragon, und daß er als König und Rittersmann, und der Königinn Donna Constancia Vetter, es nicht leiden dürfe, daß ihr ein so großes Leid geschähe. Mit diesem Briefe sandte der König den obersten Richter seines Hofs nach Portugall, aber es half nichts, und die beyden Könige blieben bey ihrem Sinn.

Sinn. Da fiel Dom Manoel vom Innern des Lands, und die Könige von Grenada, und Arragonien von den Gränzen in Castilien ein, und thaten dem Lande großen Schaden, der König von Castilien aber zog vor Eskalona, das dem Dom Manoel gehörte, und belagerte die Stadt. Indeß erhuben die Bürger von Valladolid einen Aufruhr, und der König hob die Belagerung auf, und gieng nach Valladolid, wo aber die Bürger ihn nicht einließen, wegen des Grafen Alvaro Nunez, den sie, und alle im Reiche haßten. Als nun der König dieses sah, und viele Uebel und Grausamkeiten erfuhr, die Alvaro verübt, ließ er, um mit seinen Vasallen Ruh zu haben, ihn von sich; und in der Folge, als der Graf mit seinen Feinden unter Christ und Mohren ein Verständniß machte, hieß der König ihn ermorden, und den Leichnam öffentlich verbrennen, und alle seine Güter einziehen. Nach diesem gieng der König mit seiner Schwester, der Infantin Donna Leonor, und vielen Gräfinnen, und vornehmen Damen nach Ciudad Rodrigo, die Infantin aber gieng voraus nach Sabugal, wo der König von Portugall war, mit seiner Mutter Donna Isabel, der heiligen Königinn, und der Infantinn Donna Maria, der Braut, die empfiengen die Donna Leonor mit großen Freud', und Festen, denn sie war nahe mit den Königinnen verwandt, und giengen darauf mit ihr nach Alfayale, wo der König von Castilien auch hinkam, und die Heyrath mit großer Pracht vollzogen wurd. Die Infantin Donna Branca aber

blieb

blieb in Portugall, und ward am Hof erzogen, bis die Jahre der Vermählung kamen.

Es lebte nun der König von Castilien schon zwey ganzer Jahre mit seiner Königinn, und hatte von ihr Kinder, als er an seinem Hofe eine andre junge Dame liebgewann. Die war von grossem Geschlecht, und gar berühmter Schönheit, und hieß Donna Leonor Nunez de Gusmann, eine Tochter des Dom Pedro de Gusmann, und des Dom Velasco, eines andern Großen Wittwe. Der König aber hatte sie gar oft bey einer seiner Schwestern gesehen, und als sie sich beyde liebgewonnen, und vertrauter worden, zeugte er mit ihr viele Kinder, und hatte sie über die Maaßen lieb, so daß sie überall ihm folgte, und geehrt ward, als wäre sie die Königinn; die wahre Königinn aber hatte der Ehre und des Ansehens wenig, und ward vom König nicht geachtet. Als die Donna Isabel, die Heilige, des Königs von Portugall Mutter dies gehört, giengs ihr zu Herzen, und kam selbst nach Spanien, wo sie mit dem König von Castilien sich besprach, und was Frömmigkeit und Mutterlieb ihr hieß, ihm fürstellte. Der König hörte es auch alles an, und gelobte sich zu bessern; aber wie es in der Liebe pflegt zu seyn, daß sie durch die Hindernisse wächst, so war es denn auch hier, und der König liebte die Donna Leonor von Tag zu Tage mehr.

Zu der Zeit war am Hofe des Königs von Castilien der Prior von St. Joam, Dom Fernando

Ruiz de Valboa, deß Königs in Portugall Rath, und Canzler von der Königin Donna Maria, und weil er von ihr ein treuer Diener war, so achtete ihn auch der König von Portugall gar groß. Nun war dieser Prior auch ein guter, treuer Freund von Dom Manoel, und wollte ihm gerne dienen. Darum schrieb er im Geheim an dem König von Portugall, daß er den Infanten nicht an die Donna Branca gäbe, aus vielen Gründen, die er wüßte, vor allem aber, weil die Infantin schwindsüchtig war, und an dem Haupte litt. Und weil dann es gar leicht zwischen ihm und seinem Schwieger zu einem Mißverständniß kommen könne, wenn dieser seine Tochter wie zuvor verachtete, und mit der Donna Leonor lebte, so wäre es gar gut, wenn der König von Portugall an dem Dom Manoel einen Freund und Bundsgenoßen hätte; und sollte der König den Infant an seine Tochter geben, die der König von Castilien als seine Braut verstoßen hatte. Dem König von Portugall schien dieser Rath gar gut, und hielt ihn drum geheim, bis es beßere Zeit wäre, ihn zu sagen; und es waren schon fünf ganzer Jahre, daß Donna Branca, die Infantin von Castilien an seinem Hofe war, und als sein eigen Kind erzogen wurde. Sie war aber schwindend und gelähmt, und der Infant Dom Pedro nicht mit dieser Wahl zufrieden, so, daß er zu seinem Vater gieng, und sich erklärte, er könne sie nicht zur Gemahlin nehmen, und bäte seinem Vater, daß er ihn nicht zwänge, weder sie noch eine andre wider



seinem Willen zu heyrathen. Da ließ Dom Af- fonso nach Castilien wißen, was ihm sein Sohn gesagt, und der König möchte ihm Gesandten schi- cken mit verständigen Männern, die die Sache un- tersuchten, damit er nach ihrem Berichte einen End- schluß faße. Aber die Gesandten und die Aerzte, die der König von Castilien schickte, fanden es dem also, welches dem König von Castilien nahe gieng; doch blieb die Infantin noch in Portugall, und ward in großen Ehren gehalten.

Donna Leonor war indeß noch, wie vorhin, in des Königs von Castilien Gunst, und ward von Tag zu Tage die Liebe größer, so, daß er allen Rath und Geschäfte in ihrem Hause pflog, obschon die Königin zugegen. Und wenn der König reisete, so blieben des Reichs Bediente und die Canzley bey ihr. Auch ließ sie die Hand, wie der Königin gebührt, sich küßen, und wenn sie auf Reisen war, wurde sie als die wahre Königin bedient, und giengen ihr mit Proceßion entgegen. Ja, als einst die Königin mit dem Könige viel zu reden hatte, und deßhalb nach Burgos zu ihm kommen, konnte sie ihn da nicht anders sprechen, als in der Donna Leonor Hause, so der Königin gar sehr zu Herzen gieng. Auch nahm ihr der König die Treusten ihrer Hausbedienten, und viel von ihren Gütern, und gab sie der Donna Leonor und ih- ren Kindern. Das alles trug die Königin mit großer Sanftmuth und Stille, und nichts ver- mochte sie, bey dem Konige ihrem Vater Beschwer-



de darob zu führen. Es nahmens aber einige der Großen über sich, mit dem Könige davon zu reden, so ihnen aber gar übel bekam. Denn der König nahm ihnen ihre Aemter oder verwieß sie aus dem Lande, so, daß keiner mehr zu reden wagte, und alles im alten Stande verblieb.

Weil dann nun Dom Affonso in Portugall von so lang her schon des Sinnes gewesen, seinen Prinz mit der Donna Constancia zu vermählen, so hielt ers nun für gut, es seinen Ständen zu eröffnen, die er in Santarem versammelt hielt, und denen allen schien es gut. Zuvor aber, und ehe er öffentlich an den Dom Manoel um seine Tochter schriebe, wollt ers erst dem Könige von Castilien wißen laßen, weil die Vermählung in seinem Lande geschah, und mit seines Vasallen Tochter, mit der er selbst verlobt gewesen, damit die Heyrath ihm auf keine Weise mißfiele. Der König von Castilien empfieng des Dom Affonso Brief, und war ihm ganz nicht angenehm. Denn er war dem Dom Manoel gar feind, und wollte eben vor der Hand einen andern Ritter Dom Joam Nuñez de Lara zu Grund richten, der des Dom Manoel Freund und Verwandter war. Und weil nun Dom Manoel schon jetzt ihm widerstehen konnte, wie vielmehr alsdann, wenn er mit dem Könige von Portugall sich so genau verbände. Es wollte also der König herzlich gerne alles thun, um mit List die Heyrath zu hintertreiben, von außen aber that er, als ließ er sichs gar wohl gefallen, und

schickte die Abgesandten gar freundlich von sich, und gab ihnen einen Brief an ihren König mit, der also lautete:

„Dom Affonso von Gottes Gnaden König von Castilien und Leon, dem Tapfern, Mannhaften, Großmächtigen Fürsten und Herrn, König von Portugall und Algarbien, befohlen zum bestem Wohlwollen und Freundschaft. So wie es jedem eine Freude ist zu wißen, weß Dichtens und Sinnens seine Freunde sind, so ists dann auch Freude, ihnen das nämliche zu sagen. Und weil Ihr dann meinen Rath begehrt, über der Heyrath der Tochter des Dom Manoel mit dem Infanten, so sag ich Euch frey, daß wenn Ihr so gerathen würdet, wie ich darüber habe wollen gerathen seyn, so wird der Infant die Heyrath nicht thun; und ich schwöre Euch bey meinem Wort und königlicher Treue, daß seitdem ich ihrer frey und quitt bin, es mich auch nicht einen Augenblick gereuet, und die Mühe und die Arbeit, die michs gekostet, mich davon loß zu machen, zeigt, daß es mir schwer und lästig war, mit ihr vermählt zu seyn. Weil aber in aller Heyrath die Sinne frey und ganz verschieden sind, so kanns gar leicht geschehn, daß Euch, und Euerm Sohn geliebt, und wohl nach Sinne ist, was mir also nicht gewesen, wie dann sie in Wahrheit gar schön und von hohem Geschlecht und so guten Sitten ist, daß sie verdient Königin zu seyn, wenn es Euerm Prinzen so gefällt; und ich wüßte auch noch keine Ursach

 zu

sagen, warum mir die Heyrath mit Euerm Sohne nicht gefallen sollte. Und wenn Dom Manoel nicht so sehr seinen Sinn gegen mich geändert hätte, wegen des Dom Joam Nunez, und so viel andrer Dinge mehr, da Er allein die Schuld hat, ich aber keine, so würde ich ihn selbst zu mir beschieden haben, Euch zu Liebe, und hätte ihm befohlen, alles nach Euerm Willen zu thun. Nun aber däucht es mir, so wie es jetzt steht, daß Ihr beßer thut, wenn vor der Hand Ihr schweiget, und Euch still haltet. Denn wie ich höre, so wird er Euch selbst den Antrag thun, und alsdann könnt Ihr die Bedingungen beßer zu Euerm Vortheile machen. Und das schreibe ich Euch nicht darum, daß es mir etwan wehe thue, daß der Infant sich mit seiner Tochter vermähle, und Kinder von ihr habe, die mit den meinen dann so nah verwandt; vielmehr wirds mich von Herzen freuen; weil damit auch nach unserm Tode mehr Friede und Ruhe in Spanien, und zwischen unsern beyden Reichen und Vasallen seyn wird. Und damit also schließe ich, daß dieser Heyrath wegen mir überall gefällt, was Euch gelieben wird, und wenn Euer Sohn damit zufrieden ist, habt Ihr auch keine Ursache, unzufrieden zu seyn."

Der König als er die Gesandten abgefertigt, schrieb ohne Verzug an dem Dom Manoel, zu ihm an seinen Hof zu kommen, wo er ihn mit großer Freundschaft empfieng, und mit vielem Bezeugen der Reue, daß er treulos gegen die Donna Constancia gehandelt, und nun für

sie

sie zu sorgen gelobte. – Der König von Navarra hätte einen Prinz der noch unvermählt, und diese Heyrath wolle er stiften, wenn Dom Manoel ihm das Ritter-Wort gäbe, die Donna Constancia nicht ohne seinen Willen zu vermählen, damit er dort in Navarra nicht mit Schanden bestünde, wenn Dom Manoel indeß eine andre Verbindung mit ihr träfe. Dom Manoel dankte dem König für die Gnade, bat aber um die Zeit mit Donna Constancia selbst zu sprechen, ob sie dem entgegen vielleicht ein Gelübde gethan, und entfernte sich, sobald er konnte, von des listigen Königs Hofe. Der Geschichtschreiber fährt fort.

Dom Affonso von Portugall, als er das Gutachten seiner Stände ihm günstig gefunden, und von dem Könige von Castilien jenen Brief empfangen, sandte nun den Ordens-Meister der Ritter von Avis, den Dom Gonzalo Vas als seinen Abgeordneten an den Dom Manoel, und der Ordens-Meister kam da an, als eben Dom Manoel von des Königs von Castilien Hofe wieder kam, wo ihm der Vorschlag mit dem Infanten von Navarra geschehn. Der Ritter aber ward vom Dom Joam, mit großer Ehre und Freuden aufgenommen, als einer der gar gute Bothschaft bringt; doch ehe noch Dom Manoel ihm seine Antwort gab, kam von dem König in Castilien ein Brief, daß der König hoch sich wundre, wie er den Ordens-Meister von Avis in seinem Hause aufgenommen, da solcher kein Geleit von ihm dem König hätte, und mit so vielem Volke kommen wäre, daß er dem Lande schaden könne, wie er auch gethan. Daher der König

 ihm



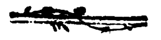
ihm befehle, daß er den Ordens-Meister fienge, und also wohl bewahre, daß der König mit ihm thun könne, wie er wolle. Dom Joam blieb sehr erstaunt, wie der König schon so bald des Ritters Ankunft wissen können, viel betrübter aber war er über den Befehl, und wieß den Brief dem Ordens-Meister in Geheim. Aber dem Ordens-Meister fochts nicht an, und er sagte Dom Manoel, daß er sich da nicht kümmern solle, da weder Gefahr noch Schande sey, denn er und alle Portugiesen hatten frey Geleit in Spanien durch die Verträge beyder Reiche, und überdem, so wäre es ein Monath und ein halb, daß sein König dem Könige von Castilien von dieser Heyrath habe sagen laßen, ob sie ihm geliebe; und der König von Castilien habe ihm geantwortet, daß dem also sey.

Als nun Dom Manoel dies hörte, fiels ihm wohl aufs Herz, wie daß der König von Castilien dies alles thäte, weil er seiner Tochter Glück ihm nicht vergönnte, doch schwieg er itzt zu allen still, und fragte nun den Ordensmeister selbst, was er auf des Königs Brief für Antwort geben solle. Der Ordensmeister gab ihm darauf das Ritter-Wort, er wolle nicht nach Portugall, bis er an des Königs von Castilien Hof gewesen, und dem Könige sich gezeigt; der, nachdem er ihn gehört, mit ihm schaffen könne; wie er wolle. Weil nun aber itzt der Zeitverlust gar schädlich sey, so sollte Dom Manoel ihm seine Antwort geben, damit er eilends zu dem Könige käme. So sagte ihm dann

der

der Dom Manoel, daß er das alles hoch zufrieden sey, und für ein Glück es achte, seine Tochter dem Infant zu geben, und sollte ihre Mitgift 300,000. Gulden seyn, und ob es gleich des Infanten noch nicht werth, so gäbe er, was er könne. Was aber Bund und Freundschaft wäre, so wolle er in allen gegen seine Feinde dienen, nur gegen den heiligen Vater, und den König von Castilien nicht, da er nicht könne, weil es wider seine Lehn und Pflicht; es wäre dann, daß ihm der König ein solch Unrecht thäte, das ihn von seinem Eide lossprâche, und woll er seine Tochter selbst geleiten, und mit aller Ehr, die ihm gebühre, und ihrem Heyrathsguthe sie nach Portugall hinführen, wenn der König und Infant, mit Eid und Pflicht, fünf Stück, die folgten, ihm zuvor gelobt: daß seine Tochter Herr von allen Gütern wäre, die ihr der König gäbe, wie die Mutter des Infanten es gewesen; daß der Infant sich keine Geliebte nähme, so lange sie gebähren könne; daß der Infant ihm beystehen wolle, wie er es dem Infant gelobt: daß wenn es ihm geliebte, seine Tochter zu besuchen, es der Infant erlaube, und auf so lange Zeit er wolle, doch ohne Kosten des Infanten; daß, wenn Gott mehr als einen Sohn beschere, und er den zweyten oder dritten haben wolle, daß er sein Erbe wäre, so solle der Infant ihn folgen lassen, damit er ihn erzöge.

Dies war die Antwort und der Brief, den Dom Manoel dem Ordensmeister gab, und dieser



ser gieng sofort nach Burgos, wo der König von Castilien war. Der König nahm ihn da mit grosser Ehr und glatten Worten auf, als wär's ihm große Freud, ihn in seinem Land zu sehen, der Ordensmeister aber nahm gar bald das Wort, und wie er nur gezwungen käme, und was der Anlaß sey, ob er gleich nichts verschuldet, was dessen würdig wäre, oder der König möchte es ihm nun sagen. Da wollte der König das Unrecht, das er ihm gethan, entschuldigen, und sagte, es wäre vor ihm gekommen, der Ordensmeister von Avis sey mit gar vielem Volke in sein Land gedrungen, und mache mit Gewalt den Weg, und habe die Reuter angegriffen, die er gegen den Joam Nunez de Lara ausgesandt, und habe davon einige getödtet, darum habe er an den Dom Manoel geschrieben, wie der Ordensmeister sage; als er aber die Wahrheit selbst erfahren, seys ihm alsbald Leid gewesen. Der Ordensmeister sagte ihm Dank, und wenn er mit des Königs Reutern ein Gefecht gehabt, so sey er mit Gewalt dazu gezwungen worden. Denn funfzig von den Reutern, so gegen dem Dom Nunez de Lara stünden, wären mit Gewalt gegen ihn gekommen, und ob er ihnen zwar gesagt, daß er es sey, und nichts mit ihnen wolle, so hätten sie doch ihn feindlich angefallen, und seinen Bruder schwer verwundet, und ihm den Ritters-Mantel zerstückt. So hab er dann mit siebzehn Mann zu Pferd, und zwölf zu Fuß sich gegen sie gewehrt, und deren vier erlegt, oder es wären der andern etliche an ihren Wunden gestorben.

ben. Der König nahm die Rede an, und ließ den Ordensmeister in Gnaden und beschenkt von sich.

Es war aber in des Großmeisters Gefolg ein edler Portugiesischer Ritter, von großem Ansehen, und geachtet in seinem Vaterlande, hieß Gonzalo Rodriguez Ribeiro. Der Ritter hatte dem Großmeister auf dem Wege begegnet, und kam von dem Hofe des Königs von Frankreich, wo er mit Roß und Waffen gewesen, um dort, und in den andern Landen, nach Sitte jener Zeit, in Rennen und Turnieren Ehre zu holen, und seinen Muth zu beweisen. Drey Jahre hatte er ausgestanden, und wollte nun zuruk nach Portugall, und hatte mit sich zween andere Portugiesen, gleichfalls gute Ritter, die, so wie er, auswärts gewesen. Und weil nun Gonzalo Rodriguez, als er nach Frankreich gegangen, zuvor den Hof von Castilien besucht, und in den Ritterspielen, die der König dort gegeben, er den Preis, und seine Gefährten viele Ehre erworben; so giengen sie nun mit dem Ordensmeister zum zweytenmal dahin, und hatten in dem Gefecht mit des Königs Reutern ihm gar treu geholfen. Da trat nun auf, an des Königs Hofe, der Ritter Martin Gill Catina, ein guter Rittersmann, geachtet in seinem Lande, so das Ende von Castilien war, gegen Arragon, und klagte bey dem König von Castilien, gegen den Ritter Gonzalo, der vor ihm stand, und sagte, daß er in jenem Gefechte seinen Bruder übel, und ohne Ursach erschlagen, der doch ein guter Rittersmann

gewesen,

gewesen, und so sollte der König Recht über den Ritter sprechen, oder ihn mit ihm zum Zweykampfe beraumen. Der König sprach dem Ritter Gonzalo das Wort mit viel und guten Gründen, der andere Ritter aber wollte das nicht achten. Ob nun gleich Gonzalo Rodriguez dieses Todes nicht schuldig war, und solches auch beweisen konnte, so kam es doch, wie er erachtet, mit seiner Ehr und Ruf nicht überein, wenn er den Zweykampf nicht annähme, und fiel vor dem König auf seine Knie, und bath mit dringenden Bitten, er möchte das Feld ihm beraumen. Und nach Bitten und Wiederbitten, beraumte der König es auf den folgenden Tag.

Am andern Tage zur dritten Stunde kam der Ritter Gonzalo Rodriguez und der Ritter Martin Gil auf das Feld, vor dem Könige und ihren Gevettern, und zwölf guten Rittern das Feld sicher zu stellen, und den Herolden, nach alter Sitte und Brauch. Die Ritter aber waren beyde zu Fuß, in voller Rüstung, und giengen auf einander, und fiengen an, gar hart sich zu drängen und zu verwunden. Und nicht gar lang hatte es gewährt, so trieb Gonzalo Rodriguez den Ritter Martin Gil vor sich her aus dem Felde, und geb ihm im Verfolgen auf seinen Helm einen so mächtigen Schlag, daß der Ritter Martin Gil todt zu Boden davon sank. Und dem Gonzalo Rodriguez blieb das Schwerd in der Hand mitten entzwey; und so wie er in voller Rüstung dastand, ohne daß ein Stück-

lein

lein ihm fehlte, warf er sein Schwerd in die Luft, und that einen Sprung, so hoch als hätte er keine Rüstung gehabt, daß Alle einen solchen Sprung nicht gesehn; und gieng drauf sofort zu dem König, und küßte des Königs Hand, der ihn hoch rühmte, daß er seine Ehr so tapfer verfochten. Da kniete der Ritter vor dem König und sagte: Es sey an allen Höfen der Fürsten und Könige, wo er gewesen, die Sitte, wenn ein Ritter das Feld vor dem Könige im Zweykampf behauptet, daß ihm der König eine Gnade gewähre. Und weil Se. Hoheit unter allen Fürsten der Erde einer der edelsten Ritter, so würde Sie ihm auch seine Bitt gewähren. Der König nahm ein wenig Bedacht, befahl ihm die Bitte zu sagen, und was recht und anständig sey, sollte ihm werden. Da küßte der Ritter dem Könige die Hand, und bat Se. Hoheit, er möchte ein Turnier- und Ritterspiel ordnen, da der Ritter und seine Gefährten zugegen seyn könnten, ehe sie nach Portugall giengen. Dem König gefiel die Bitte des Ritters, und sagte, es sollte also seyn, und am Tage der Ostern wollte er Turnier- und Ritterspiel ordnen, und selbst ein Ritters-Mann seyn. Weil nun der Ruf vom Gonzalo Ribeiro erschollen, so kamen der guten Ritter viele, beydes aus Castilien und Arragon, und es kam auch Dom Martim de Lara, der Bastard, den der König nur kurz zum Visconde gemacht, von hohem Geschlecht, und berühmt in den Waffen. Und er hatte, wie man sagt, in vorigen Zeiten die Donna Leonor, des Königs Buhle

geliebt.

geliebt. Als aber der Tag der Ritterspiele gekommen, rüstete sich Gonzalo Ribeiro mit seinen Gefährten, die alle wohl darinnen geübt, und traten ins Feld. Und als Gonzalo Ribeiro den ersten Kreis mit Dom Martinho gerannt, warf ihn Dom Martinho mit dem Anlauf zu Boden. Im zweytem Rennen aber das Dom Martinho mit des Gonzalo Gefährten dem Ritter Vasquo Anes Collazo gethan, rennte dieser so hart gegen ihm an, daß Dom Martinho zu Boden stürzte, und das Roß über ihn. Als nun Gonzalo Rodriguez sich wieder erhoben und auf ein ander Pferd gesessen, that es ihm gar weh, daß Dom Martinho dieses Tages nicht mehr konnte, und hielt das Spiel aus, mit großem Vortheil über die Andern alle, und hatte zuletzt mit dem Vasquo Anes, seinem Gefährten zu rennen, weil dieser den Dom Martinho zu Boden geworfen, und fiel Vasquo in diesem Rennen, und ward verwundet, darüber Gonzalo so hoch sich betrübte, daß er sofort von dem Pferde gestiegen, und diesen Tag keines Ritterspiels mehr gemacht. Es ward ihm aber der Dank des Ritterspiels erkannt, und der König gab ihm einen güldnen Becher und einen vergüldeten Helm, und das schönste Roß aus seinem Gestüt.

Am folgenden Tag war das Turnier, wo der König eintrat, und Gonzalo Rodriguez und seine Gefährten waren mit ihm, und Gonzalo hatte das Roß, und den Helm, so ihm der König gegeben. Und als das Turnier hitzig von beyden Seiten begonnen,

gonnen, drängte Dom Martinho de Lara den Gonzalo gar hart, und wollte in diesem Turnier, wie im Rennen den Vortheil über ihn haben, und sagt man, er habe mit zwoo andern Rittern sich beredet, daß sie mit List ihm dazu hülfen. Als aber Gonzalo Ribeira dieß vermerkt, rufte er mit lauter Stimme seinem Gefährten, sie sollten der zwoo Andern sich wahren, und rannte gegen den Dom Martinho de Lara, und gab ihm einen Hieb mit solcher Gewalt auf den Arm in der Rüstung, daß weil sein Schwerd nach den Gesetzen des Turniers ohne Schärf und Schneide war, der Hieb dem andern Ritter alle Beine in der Rüstung zerbrach. Deß hatte der König groß Leid, und alle die es gesehen, und viele die des Turniers Gesetze nicht kannten, stellten es dem Könige dar, und daß Gonzalo Ribeiro übel gethan, und der Strafe werth sey. Der ihn am härtsten verklagte, war ein Edler im Dienst des Dom Martinho de Lara, und bat den König, er möchte ihm das Feld mit Gonzalo Ribeiro beraumen. Der Ritter Gonzalo, nachdem er vor dem Könige seine Worte fürbracht, und daß er die Gesetze des Turniers nicht gebrochen, nahm mit Willen des Königs den Zweykampf an, und küßte ihm die Hand. Am folgenden Tage traten die beyden auf den Platz vor dem Könige, der ihnen die Richter und gute Ritter gegeben, das Feld sicher zu stellen. Und der Streit dauerte eine gute Zeit, und hatte bald dieser, bald jener den Vortheil, und weil dem Gonzalo Rodriguez das Schwerd brach, und er starken Körpers war, und wohl gewandt, faßte

er

er seinen Gegner bey dem Leib, und rang mit ihm, um also sein Leben und Ehre zu retten, und machte daß ihm der Fuß ausglitt und er zu Boden fiel. Und als er darauf anfieng, ihm den Helm zu lösen, und mit einem scharfen schneidenden Dolche, den er führte, ihm den Kopf abzuschneiden, befahl der König den Richtern, daß sie den Dolch ihn nähmen, und den Ritter nicht tödten ließen. Und als Gonzalo bey dem König darüber klagte, gab ihm der König zur Antwort, daß der Tod des Ritters zu seiner Ehre nicht nöthig, und er hätte deren mehr, wenn er ihm das Leben gäbe, und erkannte ihn der Klage frey, und gab ihm den Dank des Ritterspiels, des Turniers und des Zweykampfs. Aber der Viscunde Don Martinho de Lara starb in wenig Tagen an seiner Wunde. Der König gebot niederzuschreiben und aufzubewahren, was Gonzalo Ribeiro an seinem Hofe gethan, und den ungeheuren großen Sprung mit aller Rüstung und Waffen, nach einem langen Gefecht, indem er seinen Gegner erlegt; und ließ die Ritter von sich, mit vieler Ehr und Gnaden, und gab ihnen einen Brief mit an den König von Portugall, von alle dem, was sie gethan, und daß er sie achten möchte und werth hielte, wie sie es verdienten. Dieß waren die Spiele der jungen Ritter in jenen Zeiten, und machten daraus ihr Geschäft, und wollten nicht von ihren Gegnern das Geld mit Würfeln und Karten, sondern Achtung und Ehre mit den Waffen gewinnen.

Inzwi-

Inzwischen fuhr der König von Castilien fort, durch allerhand List, die Vermählung des Dom Pedro und der Donna Constancia zu verhindern, und trug sogar von neuem der Prinzeß seine Hand an, nachdem er von der Königin Donna Maria, wegen zu naher Verwandschaft sich würde geschieden haben. Weil aber seine List schon zu bekannt, gieng das Geschäft zwischen dem Könige von Portugall und dem Dom Manoel doch immer fort, und wurde der Heyrathsvertrag im Jenner 1336 unterzeichnet und beschworen, und die Abrede genommen, daß im Junius dieses Jahrs Dom Manoel dem Infanten seine Tochter übergeben sollte, wogegen der König von Castilien auf neue Hindernisse sann.

Es kamen auch in diesem Jahre an des Königs von Castilien Hofe Gesandte von dem König von Frankreich und einigen Fürsten in Teutschland, und brachten ihm Briefe, und thaten zu wißen, daß sie gedächten, in Person nach dem heiligen Lande zu ziehen, und ermahnten den König von Castilien, mit ihnen zu kommen. Der König prieß vor dem Gesandten die Frömmigkeit und edeln Muth ihrer Herren gar hoch, und verwieß sie wegen der Antwort an seines Reichs Stände, die er darum versammeln wollte, schrieb aber zuvor an den König von Portugall, und bat ihn um sein Gutachten, damit er darinn keinen Endschluß faße, der dem Könige von Portugall zuwider. Der König in Portugall, nachdem er mit dem Infanten seinem Sohn, und den Großen des Reiches Rath gepflogen, antwortete dem König von Castilien mit folgenden Worten:

„Dom Affonso von Gottes Gnaden, König von Portugall und Algarbien, dem Großmächtigen, Durchlauchtigen Fürsten, Dom Affonso, König von Castilien und Leon. Herr, wir haben Euern Brief empfangen, und uns des Innhalt wohl verständiget, und was wir denn deshalb hier auch sagen und gegensagen mögen, dennoch den Entschluß gefaßt, alles in dem Fall zu thun, was ihr thun werdet. Und so scheint es uns allerdings gegründet und wahr, daß wenn wir selbst für unser eigen Leib und Leben derley Gefahr und Arbeit unternehmen sollen, so müße es um größrer Ursach willen, und die uns näher angeht, geschehen, damit die davon hören, und es wissen, mit so mehrern Grund uns rühmen können, weil wir ja doch solche Arbeit und Gefahr, nur des Ruhms und wahren Nutzens halber unternehmen müssen. So es aber wahr ist, was der König von Frankreich und seine Bundsgenossen schreiben, daß wir unsre Seel' und Seligkeit retten, wenn wir mit ihnen nach dem heiligen Lande zu solcher Eroberung ziehen, und gegen die Ungläubigen fechten, so haben wir ja dies viel näher in unserm eignen Lande, und werden deß, bey Gott, weit mehr Ehr und Nutzen haben. Dann fürs erste wird das Land, das wir über die Ungläubigen gewinnen, unsrer Kinder Erbe seyn, und dann werden wir der Schmach- und Schande frey, die wir vor der ganzen Christenheit und unsern Vätern tragen, daß wir die Ungläubigen unter uns dulden, und unsre und unsers Glaubens Feinde in unserm eignen Lande herrschen.

Daher

Daher dann geschehen würde, daß die uns sähen, so weit von unsrer Heymath ziehen, um Krieg mit einem Volk zu führen, so überall dem gleich, das vor unsern eignen Thoren steht, würden sie uns mit Recht für Menschen achten ohn allem Sinn und Vernunft, die da den Rauch in andrer Häuser dämpfen, und laßen in eignem das Feuer, und würde dann nicht Unrecht haben, der uns darob ins Buch der Narren schriebe? Weil Ihr dann aber meinen Rath begehrt, so scheint mirs gut, daß Ihr den Gesandten für Euch selbst sofort die Antwort gebt, und nicht erwartet, was die Stände sagen, damit nur eine Meynung sey, so selten in dem Rath geschieht, und die Sache zwischen den Euern und den Fremden nicht verfochten werde. Und sagt den Gesandten, daß Ihr wohl und ganz des Sinnes seyd, gegen die Feinde des Christenglaubens zu ziehen, und sie aus dem heiligen Lande zu treiben, so weit nur Eure Kräfte reichten, und würdet Gut und Blut nicht achten, und alles mit Freuden dafür geben. Weil doch aber Ihr, und die andern Könige in Spanien, Eure Gefreundte und Bundsgenoßen oft gar gering geachtet würden in der Christenheit, daß sie mit allen ihrem Volk und Gelde die Feinde des Christen-Glaubens in Granada und Benamarim liessen, so doch an ihren Gränzen liegt, und die da in Asien wohnen, mit diesen hier von einem Geschlecht und Glauben, so möchte es doch dem Fürsten gelieben, den Krieg, den sie zu führen beschloßen, mit diesen anzufangen, und hier des

Christenglaubens Feinde zuerst zu vertilgen. Und wenn das geschehen, so würdet ihr mit Freuden dahin ziehen, wo sie jetzt begehrten, da es sonst ja thöricht, daß Ihr in fremden Lande Krieg mit Mohren führtet, und sie in Euerm eignen Lande in Ruh und Frieden ließet. Solches alles ist ein Rath, thut aber, was Euch selbst geliebet; und nachdem Ihr alles wohl erwogen, was Ihr dann beschließet, da will ich, so Gott will, mit Euch seyn. Denn das Wämslein, das mir mein Vater hinterlaßen, ob es gleich alt, ists noch nicht ganz zerrißen, und weils doch reißen muß, so liegt mir auch nichts dran, obs früh oder spät geschehe. Und wenn zu dem, was diese Männer von Euch wollen, Ihr und die Andern Ja gesagt, so sey Gott wider den, der nicht also thäte, und weil es seine Sach' und Ehr ist, warum man uns gebeten, so wird ers auch regieren, daß wir das Beste wählen.„

Diesen Brief erhielt der König von Castilien in Sevilla, wo seine Stände waren, und folgte seinem Rathe, und ließ die Gesandten mit dieser Antwort von sich. Sie giengen drauf nach Portugall, und war da auch vergebens. Es starb aber indeß der König von Frankreich, womit das ganze Unternehmen ein Ende hatte.

Es war nun inzwischen die Zeit gekommen, daß die Donna Constancia dem Infanten, ihrem Gemahl, sollte übergeben werden, und als Dom

Manoel,

Manoel, ihr Vater, seine Freunde und Diener bereit hatte, schien es nun Allen gut, es dem König von Castilien zu wißen zu thun. Dom Affonso von Portugall schrieb ihm darum einen Brief, da die Ehr und Ansehn seines Sohns und der Infantin wolle, daß sie mit gutem Gefolge von ein und andrer Seite in sein Reich einzöge, so wurde der König nun gebeten, zu sagen, wo der Zug durch sein Land gehen dürfe, und daß man ihn für Geld aufnähme und verpflegte. Dasselbe schrieb ihm Dom Manoel, und der König von Castilien antwortete ihnen beyden, daß sie mit Gott und allem Glücke die Infantin durch sein Reich führen möchten, wie und wo sie wollten, und wo es ihnen am besten und liebsten wäre, würde es auch ihm am meisten freuen. Dies alles aber war zum Schein, denn er konnte es einmal nicht ertragen, daß die Infantin sich vermählte, und war noch immer drauf bedacht, es wo möglich zu verhindern. Und weil die Infantin nicht ohne ihren Vater reisen konnte, noch dem Joam Nuñez de Lara ihres Vaters Freund und der vornehmste im Gefolge war; so ließ er den Joam Nuñez zu sich an seinem Hof berufen, als die Zeit gekommen, daß die Infantin reisen sollte, und weil er nicht erschien, zog er gegen ihn, und belagerte ihn in Lerma seinem Schloß. Daß aber Dom Manoel ihm weder helfen, noch mit seiner Tochter nach Portugall könnte, ließ er seine Residenz mit tausend Pferden und vielem Volk berennen, und schrieb ihm einen Brief, und erklärte ihn für seinen Feind.



Dies alles schrieb Dom Manoel mit vieler Sorg und Kummer nach Portugall an den König, der krank in Viseu lag, und die Nachricht mit gar wenig Freud empfieng. Weil es aber doch bey dem allen nicht wohl möglich, die Infantin wider des Königs von Castilien Willen ohne Streit und vieler Gefahr nach Portugall zu bringen, so rieth der König dem Dom Manoel, daß er gar glimpflich an dem König von Castilien schriebe, und ihn bey allem Guten um dem freyen Durchzug bäte. Er selbst aber schrieb ihm einen Brief, der nicht so glimpflich war. Den schickte er durch Alvaro de Sousa, seinen Edelknaben aus vornehmen Geschlechte, und den er vorzüglich liebte. Aber der Gesandte kam nicht an jenen Hof, und ward in Valladolid ermordet, von geringen Leuten, die ihn beym Bretspiel niederstachen, ohne andre Ursache, als weil er sie gebeten, daß sie ihm nicht in sein Spiel einredten. Da ließ ihm dann sein Hofmeister, der mit ihm war, begraben, und zog Trauerkleider an, und gürtete sich mit einem Strick, und setzte seinen Weg fort, die Botschaft, darum er gesandt war, zu vollenden. Und er kam nach Toledo, wo der König von Castilien in großem Leid und Kummer war, wegen seiner Donna Leonor, die da gefährlich krank lag; und als er vor dem König kommen war, fragte ihn der, um wen er solch Leid und Klage trüge. Da sagte ihm der Hofmeister: um seinen Herrn, des Königs Knecht, den sie in Valladolid getödtet. Und als der König weiter fragte, wer den Mord

gethan,



gethan, antwortete der Hofmeister, er wolle erst sein Geschäft ausrichten, darum er kommen, und den König, seinen Herrn, und sein Reich beträfe, und dann woll' er deß andern nicht vergeßen. Da gab er dem König seinen Brief, und erzählte drauf mit vielen Thränen, wie sie seinem Herrn ohne alle Ursach ermordet, und die Gerechtigkeit ihm wenig Hülfe geleistet hätte, die Mörder aufzufangen. Der König tröstete ihn mit viel und guten Worten, und versprach, die Schuldigen zu strafen. Der Brief aber, den Dom Affonso ihm geschrieben, war also abgefaßt:

„Durchlauchtigster und Großmächtigster Fürst, Dom Affonso, König von Castilien und Leon! Der König von Portugall, Euer Oheim, so Euch in allem freund und vetterlich zu willen, und Euch langes Leben, und aller Seelen Heil anwünscht, sendet Euch seinen Gruß, und befiehlt sich Euerm Wohlwollen. Als mein Sohn seine Vermählung festgesetzt, so ließet Ihr durch einen Brief mich wissen, daß Euch dies alles sehr genehm, und fügtet noch mit aller Freundschaft bey, daß weil solch Heyrathwesen nicht ohne Ungemach und große Kosten sey, damit sie, wie es sich gebührte, anständiglich vollzogen würde, so bätet Ihr gar sehr, ich sollte Eurer in der allen keinem schonen, ja selbst Eurer eignen Person nicht, wenn sie dazu hülfe. Auf dieses schrieb ich Euch, daß wir des Willens auf den May die Heyrath zu vollziehen, und bat, ihr möchtet mir nun schreiben, wo, und durch was

für Land in Eurem Reiche Ihr selbst am liebsten sähet, daß die Infantin mit dem Gefolge ziehe, und wegen der Verpflegung für ihr eigen Geld; worauf Ihr alles Gute geantwortet, dem aber, wie ich jezt nun sehe und weiß, Euer Wille ganz entgegen war. Denn von den zwey Wegen, die wir haben, habt Ihr den einen durch die Reuter und das Volk gesperrt, das Ihr gegen den Dom Manoel geschickt, der doch der Infantin Vater, und den zweyten Weg, durch das Volk, das den Joam Nunez de Lara belagert. Und wenn Ihr dies gethan, dem Dom Manoel zur Schmach und Schand, so wißt, daß deren viel auch auf einen andern fällt, der es nicht leiden will und mag, und solches an Euch rächen wird, wie Gott des Herrn Jesu Christi Todt. Und solches sage ich Euch, weil ich frey und ohne Rückhalt mit Euch rede, und nicht so, wie Ihr mir gethan, damit ihr noch bey Zeiten Euch bedenkt, was Euch selbsten nützlich ist, und mirs sogleich berichtet. Denn ich, so's Gott geliebt, denke meine Schwiegerin, in meinem Reich zu sehn, mit aller Ehr, wies ihr gebührt, und wems mit mir gefällt, zu seiner Freud; und wems verdreußt, und dem entgegen ist, zum Creuz, und seinem Schaden und Verderb.„ — Und außerdem schrieb der König noch andre anstößige Wort und Reden mehr, die wir nicht nachschreiben mögen.

Es kam hierauf zum Kriege zwischen Portugall und Castilien, der nach Gewohnheit jener Zeiten, mit feindlichen Einfällen, und Raub und Verwüstung, ohne Entscheidung

scheidung geführt ward. Dom Manoel, und Dom Joam Nunez unterwarfen sich, der Krieg aber zwischen beyden Königen dauerte fort, zu großem Schaden ihrer Reiche, und geschah die erste Friedens Vermittelung im Jahr 1337. von Seiten des Pabst Benedicti des zwölften, der in Avignon residirte. Der Geschichtschreiber erzählt sie also:

Es hatte der Legat Bernardo, Bischoff von Rhodes, von dem Pabste den Befehl, auch nach Portugall zu gehn: weil es aber Winter, und die Regen gar groß, und der König von Portugall im Entre Minho und Douro Hof hielt, das gar weit entlegen, so glaubte der Legat, er könnte das Geschäft geschwinder mit Briefen vollenden, und schrieb an den König von Portugall, was ihm darüber am rathsamsten schien. Aber der König nahm das Schreiben mit Unwillen auf, und daß der Legat, nicht, wie der Pabst befohlen, in Person zu ihm gekommen, und schrieb dem Legaten nichts zurück, als dieses, ohne vom Frieden und Geschäfften in seinem Briefe Meldung zu thun. Da machte sich der Legat schleunig auf den Weg, und gieng nach Braga, wo der König damals sich aufhielt, und nachdem er da mit aller Ehr empfangen worden, gab er dem König von dem Pabst einen verschloßnen Brief, der mit vielen heiligen Ermahnungen zu Ruh und Frieden rieth, und in allen andern sich auf den Legat berief. Als der König diesen Brief gelesen, sagte er dem Legat, daß er nach seinem Creditife nun den Auftrug thun und sagen möchte,

 was



was ihm der Pabst verordnet, worauf denn der Legat sogleich die Befehle zeigte, die er hatte, und die Bulle, die er führte, von allen Eid und Pflichten, die dem Geschäfft entgegen stünden, loß zu sprechen, und den König, oder beyde, wenn sie nicht gehorchten, mit ihren Reichen in den Bann zu thun, und hielt darauf eine große Rede an den König. Der König, der von Natur gar frey und zornig war, sagte dem Legat, der Pabst mit aller seiner Heiligkeit sey doch nicht Gott, und wenn nun Gott nach seiner Gerechtigkeit und Güte, nichts von den Menschen wolle, als was recht und billig sey, so dürfe es doch viel weniger der Pabst, als Gottes Statthalter thun. Und thäte ers aus freyer Willkühr und Macht, so wäre, weder er, der König, noch irgends wer gezwungen, dem zu gehorchen, und thäte darum nichts gegen seine Pflicht an Gott, und seine Kirche; das sage er aber itzt darum, weil der König von Castilien ihn zu diesem Kriege gezwungen. ꝛc.

Diese Unterhandlung blieb fruchtlos, und der Krieg ward fortgesetzt, bis endlich beyde Könige desselben müde, ohne Vermittler den Frieden schlossen. Es geschah zu Sevilla, den ersten Julius 1340. nachdem der Krieg vier Jahr gedauert hatte, und die Bedingungen waren, nach dem Geschichtschreiber, folgende:

Daß Alles soll vergessen und vergeben seyn, was in dem Krieg an Tod und Raub geschehen, und sollen alle Städte, Schlösser und was Gefangene ist, frey, und ausgewechselt seyn, und ohne Lösegeld.

Und keiner von den Königen soll dem andern unbewußt mit dem Könige von Benamarim Waffenstillstand oder Frieden schließen; die Infantin Donna Constancia, die der König von Castilien bis dahin gewehrt, soll freyen Wegs nach Portugall gehn, und dem Infanten übergeben seyn, und ihr Vater Dom Manoel, und was für Vasallen des Königs von Castilien es geliebt, ihr das Geleite geben: Die Infantin Donna Branca aber mit aller Hab' und Gut nach Castilien kehren.

Als nun dieser Friede geschlossen und beschworen war mit einem großen Fest, wo der König und die Königin und alle Großen des Reichs zugegen, trat Gonzalo Vaz de Moura auf, des Königs von Portugall Gesandter, und bat den König von Castilien, er möchte, wie er izt gelobt in sein und aller Gegenwart, dem Dom Manoel die Erlaubniß geben, daß er die Infantin seine Tochter nach Portugall geleitete, so dann der König that. Weil aber Dom Manoel auf dieses Wort allein, dem König neue Pflicht und Eid gethan, so wollte nun auch er, daß es von des Königs Seite ganz ohne Gefährde wäre, und damit es jedem kund und wissend würde, fragte er den König dreymahl laut, und machte so den Bund, das ihm der König thät, und es gewährte. Da küßte ihm Dom Manoel die Hand, und die Gesandten von Portugall nahmens zu Dank auf, und so giengen sie von seinem Hof. Der König von Portugall aber schickte viel Große des Reichs, und Ritter der Infantin entgegen, die mit dem

Dom

Dom Manoel und vielen Spanischen Rittern sie nach Lissabon brachten, wo sie im Auguste dieses Jahrs mit grossem Fest und Freude sich vermählte. Und die Infantin Donna Branca von der Dom Pedro wegen ihrer Krankheit sich geschieden, gieng nach Castilien zurück, mit allen ihren Hab' und Gut, und von vielen Portugiesischen Rittern begleitet, und that drauf ihr Gelübd und starb im Kloster zu Burgos.

Es hatte zwar nun auch der König von Castilien, als er den Frieden schloß, gelobt, so wie er sollte mit der Königin zu leben, und von der Donna Leonor zu laßen, aber er that nicht also, und sagte oft gar frey und öffentlich, er sey des Sinnes die Königin zurückzuschicken, und könne sie, und ihr Volk nicht leiden. Da schrieb ihm aber der König von Portugall einen harten Brief, daß wenn er die Königin ihm schicke, so würde er sie als sein Kind zwar gern aufnehmen, dann aber selbsten kommen, mit allem seinen treuen Volke, und sie wieder zur Königin von Castilien machen, daran sie mit ihm gleiches Recht. Und brauche es dazu keinen Fehde-Brief, sondern nur den ersten Wink, denn seine Vasallen wären fertig jeden Tag, und brauchten nicht die Waffen blank zu machen, denn sie hieben mit dem Roste drein, daß die Wunden ärger würden. Als nun der König von Portugall ihm also schrieb, so gab er viele gute Worte, und gelobte viel, blieb auch eine Zeit bey seiner Königin, und ließ die Donna Leonor vom Hofe; doch war die Liebe die er zu

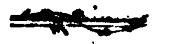
ihr



ihr hatte, viel zu groß, und konnte es nicht ertragen ohne ihr zu leben, daß er dann öffentlich erklärte, er stürbe, wann er von ihr ließe, und thäte es nicht, so lang er lebte, und war alles wie zuvor.

Es war aber noch dasselbe Jahr, da dieser Fried geschloßen worden, daß Hali Boacen, der König von Marocco, und der König von Granada, mit einem großen Heer aus Afrika und Spanien, vor Tarifa zogen, und die Stadt belagerten. Und ihre Heere waren groß und drohten ganz Spanienland mit Untergang. Als nun der König von Castilien in so großer Furcht sich sah, riethen ihm die Seinen alle, daß er den König von Portugall um Hülfe bäte, und möchte seine Gemahlin, des Königs Tochter dahin schicken, ob sies vielleicht vermöchte, ihren Vater zu bereden. Das that die gute Königin in aller Eil, und wallfahrtete nach Terena, da ein wunderthätig Mutter-Gottes-Bild, und gieng von dar nach Evora wo der König ihr Vater, und ihre Mutter ihrer warteten. Und weil das Unglück in dem Eltern ihre Kinder sehn, sie ihnen theurer macht, da Lieb und Mitleid sich alsdenn vereinen, so fand die Königin der Lieb' und Mitleids viel, denn sie war unglücklich und betrübt. Sie aber bat mit Thränen und gar sanften Worten ihren Vater, daß er dem König ihren Gemahl in diesem Drange Beystand gäbe, als Freund und Vater und ein Christ, und auch als König dem ein gleiches drohte, weil izt alles in Gefahr; Und hülfe er ihm nicht blos mit Volk und Geld, sondern selbst

mit



mit seinem Arm, so hätte ihr Gemahl nun keine Furcht und hielte sich des Siegs gewiß. Der König sagte ihr, es sey zwar viel, was sie begehre, und träfe Leib und Ehr und Reich, doch wäre es auch vielmehr, so thäte ers gern, weil sie der Abgesandte wäre, und schon sey er bereit mit ihr zu gehn. Da war die Königin gar hoch erfreut, und warf sich ihm zu Füßen, um seine Hand zu küßen: Der König aber hob sie auf, und ließ es nicht geschehn.

Drauf versammelte der König seinen Rath, damit was er für seinen Schwieger thäte, mit ihrer aller guten Willen geschehe, alle aber riethen ihm, er solle für der Hand nicht wagen, sobald nach Spanien zu gehen, da er weder Mann noch Pferd, noch so viel andre Dinge in Bereitschaft hätte, die er brauchte, um in ein fremdes Land, und gegen einen solchen Feind zu ziehen. Der König aber wollte nichts von diesem Rathe wissen, weil er gegen seinen Sinn und dem was er gelobt, und sagte, wer ein ächter Portugiese sey, der folge seinem König überall, und so mehr, wenn es gegen seines Glaubens Feinde gienge: und schrieb sogleich die Briefe durch sein ganzes Land, daß sie alle sich aufmachten, und ihm nach Badajoz hinfolgten, und wenn er da auch nicht mehr wäre, bis Sevilla. Dies alles schrieb die Königin Donna Maria, an ihren Gemahl, und rieth ihm weil der Weg so kurz, selbst nach Portugall zu kommen, so er dann auch that. Der König aber

aber von Portugall, als er es vernommen, gieng mit den beyden Königinnen, und seinem Sohne dem Infant, nach Jerumenha ihm entgegen, wo die beyden Könige sich mit vieler Lieb und Freundschaft sahen, des Vergangenen allen vergessend. Und der König von Castilien gieng gar froh wieder zurück nach Sevilla; Dom Affonso aber von Portugall; nachdem er von seiner Gemahlin und dem Infanten geschieden, folgte mit der Königin von Castilien ihm nach.

Als nun der König von Portugall nach Sevilla kam, gieng ihm Affonso von Castilien mit allen Großen entgegen, und so auch die Prälaten, und die Clerisey, mit allen heiligen Reliquien der Stadt die noch vor keinem König waren ausgeführt worden, in feyerlicher Procession mit allem Volke, und sangen: Gesegnet der da kömmt rc.

Drauf versammelten sogleich die Könige die Räthe von den beyden Reichen, um den Schluß zu fassen; und gar viele riethen da von neuem, was sie schon zuvor dem Könige von Castilien gerathen, daß er den Mohren Tarifa guthwillig abträte, unter dem Beding, daß sie zurück nach ihren Landen giengen, und hierüber Geisseln stellten. Es war nun anfangs zwar der König von Castilien diesem Rathe sehr entgegen gewesen wegen viel und großer Folgen, die von ihm zu befürchten stunden. Als aber die Gefahr das Ganze zu verliehren, jezt so nah, schiens nun auch ihm das

Beste

Veste vor der Hand zu seyn. Der König von Portugall aber war ihm mit Gewalt entgegen, und sagte gar getrosten Muths, daß er nicht aus seinen Reich gegangen, um zu sehn, und drein zu willigen, daß weder Schloß noch Stadt der Christen an die Feinde ihres Glaubens übergienge: Er könne solches mit seiner Ehr nicht gestatten, und wolle gern sein Leib und Leben wagen, und für Tarifa alles thun, was er für die erste Stadt von seinem eignen Reich thun würde. Als der König von Castilien und seine Räthe diese Worte hörten, ließen sie vom ersten Rathe, und wurden alle eines Sinnes. Und die Könige schikten ein jeder, ein schönes reichgeziertes Roß an jeden König der Mohren, und mit ihnen einen Brief: Es möchten die Könige von der Belagerung lassen, und in Frieden nach ihren Reichen ziehen, um des Bluts zu schonen, das sonst zu vergießen stünde. Und es sollte dann Friede oder Waffenstillstand seyn, wie sie es selbst verlangten. Wenn sie aber vor Tarifa blieben, so böte man ihnen nun die Schlacht, und weil sie zwey so große Könige wären, und mit solcher Macht gekommen, so würde es ihnen Schande seyn, wenn sie als die sich fürchteten, auf den Gebürgen blieben. Und so beschieden sie dann die Könige zur Schlacht in die Felder von Albufeira so nahe bey Barbate liegt, wo das Feld groß und eben, damit der Streit von beyden Theilen gleich, und Gott daran beweisen könne, in welchem Glauben er dem Menschen Heil gegeben.

Die

Die Könige der Mohren, ehe sie ihre Antwort schickten, hielten einen Rath, und ein alter angesehner Greis von jenseit des Meers rieth den Königen, weil der Winter vor der Thür, die Belagerung aufzuheben, und mit ihrem Heer nach Aljezira und das Königreich Grenada zu gehen, dann aber im Frühjahr wieder auszurücken, und den Platz zu nehmen. Denn, könnten auch die Könige der Christen die Stadt auf solche Art für eine Zeit verpflegen, so wäre es ihnen doch nicht möglich, zu aller Zeit, wie jetzt sich zu versammeln, und mit solcher Macht der Stadt zu Hülfe zu kommen, und sie zu entsetzen. Und dieser Rath war gut, als von einem alten, weisen Manne, wie die Räthe der Könige seyn sollen, und viele waren ihm geneigt. Aber der König von Grenada, stolz und hochgesinnt, und den Gott verblendet hatte, daß er den guten Rath nicht sähe, achtete deßen nicht, und stund auf und sagte dem König von Marocco, daß er allein, ohne diese große Macht von Afrika, den Königen von Castilien und Leon Schlachten geliefert, und über sie gesiegt, und hätte in der einen zween ihrer Infanten erschlagen. Nun aber wäre es doch für einem so mächtigen König eine gar große Schande, wenn er gekommen wäre, den Christen-Namen zu vertilgen, und nun selbst vor ihnen fliehe, und vielleicht auf der Flucht geschlagen würde, wie denn gar leicht geschehen könne. Auch sollte der König von Afrika dran denken, daß wenn er diesesmal die Christen überwände, so bliebe er Herr vom

 ganzen



ganzen Spanien, das sie als seiner Väter Erbtheil ihm entwandt; verhienge es aber Gott, daß sie geschlagen würden, so wäre es keine Schande, von zwey so großen Königen und guten Rittersmännern. Dem fiel der König Hali Boacey auch bey, und mit ihm die Großen seines Reichs, und ließen nun den Königen der Christen wißen, daß sie die Stadt Tarifa belagert hielten, um den Christennamen zu demüthigen, und würden davon nicht laßen, sondern sofortan mit Xeres das nämliche thun, und wie dann die Christenkönige auch kämen, würden sie sie daselbst finden. Und die zwoo Könige waren hoch erfreut über dieser Antwort, und brachen auf von Sevilla, und lagerten sich des andern Tages jenseits von Alcala de Guateira und des dritten Tages zu Utrera, und machten kleine Tagreisen, weil sie ihr Volk erwarteten, das sich indeß noch rüstete. Daher sie auch am vierten Tage nicht weiter giengen als nach Cabecas St. Joam, am fünften Tage nach Covas de Tojos, und von da an den Bach Salado. Als sie nun hier aus Noth ein Stille-Lager gehalten, kamen dem Könige von Portugall gar viel und gute Leute aus seinen Reichen, daß der König und das ganze Lager sich erfreute. Und das ganze Heer brach auf, und lagerte sich in den Gebirgen von Medina Sidonia, an einem Orte, der Barroco hieß, des folgenden Tags zu Barbate, am dritten zu Almodovar, und endlich stand das ganze Heer bey Ponna de Cervo, und war der 27. Oktober des Jahrs 1340. und sah man da der Mohren unermeßlich Lager vor sich stehen.

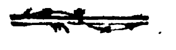
Die

Die Könige der Mohren, als sie der Christen Ankunft gesehen, hoben sie die Lager auf, die sie gegen die Stadt Tarifa gehabt, und verbrannten die Thürme und Werke, die sie gegen sie gebaut, und das Holz, so sie dazu bereit hielten, und der König Hali Boacen schlug sein Gezelt auf einem hohen Hügel abwärts von der Stadt gegen das Meer, und der König von Grenada schlug sein Gezelt auf zu seiner rechten Hand, am Abhang eines Bergs, gegen das hohe Gebirge. Und als die Könige der Christen ihr Lager bey Ponna de Corvo festgesetzt, hielten sie noch an eben diesem Tage Rath, wie sie ihre Völker zur Schlacht ordnen und vertheilen möchten, damit am Tage drauf die Schlacht geschähe, und wurden eins, daß der König von Castilien mit seinem Volke gegen dem König von Marocco stünde, nach der Seite des Meers, und der König von Portugall wider den von Grenada gegen das Gebirge.

Es folgen die Namen der vornehmsten Ritter und Vasallen von beyden Königen, und weil der König von Portugall des Volks nicht genug hatte, um gegen den König von Grenada zu stehn, so stieß zu ihm die Fahne des Infanten von Castilien mit ihren Vasallen, und waren 3000 Mann zu Pferde.

Der König aber von Castilien hatte in seinem Heere die Fahne des heiligen Creutzes, die der heilige Vater mit Ablaß, Bullen, und dem Zehenden im ganzen Reiche zu diesem Zuge ihm

 gegeben.



gegeben. Sie trug Dom Hugo, ein edler französischer Ritter von hohem Geschlechte, und wollte der König, daß die heilige Fahne den andern allen voran gienge, und ihr folgte die Fahne des Königs und des Reichs, und dann die Fähnlein der Infanten, und die Fähnlein der Ordensmeister, der Prälaten, und der Großen von Castilien, und Leon, jede in ihrer Ordnung. Des Reichs Fahne übergab er dem Dom Manoel, der darob so hoch sich freute, daß er als des Siegs gewiß, die zwoo Könige lud, mit ihm an diesem Tage in des Hali Boacen Gezelt zu speisen. Da waren auch in beyden Heeren der freywilligen Ritter viel, die kommen waren, sich hervorzuthun, und Ruhm und Ehre zu gewinnen, mit mancherley Gelübd, die sie ihren edeln Damen gethan.

Als aber die Könige sahen, daß die Belagerten von mehr als einer Seite frey, und die Hülfe, die man ihnen gäbe, gar wohl zu ihnen kommen könne, wurden sie darüber eins, wenn sich von ihrer Seite das Treffen erheben, daß auch die von der Stadt ausrücken möchten, und schickten ihnen tausend Pferde und 4000 Mann zu Fuß, erlesene Mannschaft. Und als dies Volk über den Salado setzte, standen ihnen gegenüber 2000 Reuter von den Mohren, die den Fluß bewachen sollten, und hatten die Christen mit ihnen ein Gefecht, und kamen glücklich durch, und nach der Stadt, und verlohren nicht mehr als drey Reuter. Deren Häupter brachten die Mohren ihrem

rem König Hali Boacen, sagten aber nicht, daß so viel Christen nach Tarifa durchgedrungen, so den Mohren, als die Schlacht sich erhub, grossen Schaden thät.

Des andern Tages, so ein Montag war, und der 28ste Oktober, noch eh die Sonne aufgieng, beichteten die Könige der Christen in ihren Gezelten, und hörten Meß, und nahmen das heilige Sakrament, und dasselbe that das ganze Heer. Die Meße las Dom Gil, Erzbischof von Toledo, und hielt einen Sermon, daß der Thränen viele floßen, und wünschten viele für ihren Glauben zu sterben. Und dann nach Gebet und Flehen um Gottes Gnad und Sieg gab der Erzbischoff dem ganzen Volk den großen Ablaß, den er hatte. Und nach der Meß und Gottesdienst gieng ein jeder hin, und stärkte sich mit Speis und Trank zu diesem harten Tage, und die Fähnlein rückten aus, und jeder gieng zu seiner Fahne.

Die Könige aber und das Heer, als sie Penna de Cervo hinter sich genommen, sahen nun für sich die beeden Heere der Mohren, von so vielem Volk und Geschlecht, und war Höhe und Thal mit ihnen bedeckt, und ihre Zahl so groß, daß es den Christen schien, als wäre es Zauberwerk. Viele aber der Mohren standen längst des Flusses, den Uebergang zu wehren, und vor allem gegen das Meer, wo Hali Boacen stand, und der König von Castilien; denn auf des Königs von Portugall

Seite gegen das Gebürge, war das Ufer der Christen hoch, und des Widerstandes da wenig. Und eh die Schlacht begann, hielt der König von Portugall eine kurze Rede an sein Volk, und gebot dem Prior von Crato, eh das Gefecht angieng, daß er dem ganzen Heer, das Holz vom wahren heiligen Creuze zeigte, daß er von Marmelal gebracht, und ein gar groß Heiligthum war. Es trugs aber ein Priester in seinem Schmucke hoch auf einer Lanze, als eine Fahne, und der König, und das ganze Heer fiel auf das Knie, und nahmens zum Panier, und des König Fahne folgte ihm. Die Losung aber, die der König gab, war des Heylands hochgelobter Nahme, den das ganze Heer von Hauf zu Haufen wieder rufte. Und um ein Uhr Nachmittags trafen die Portugiesen zur Linken gegen das Gebirg, auf die Völker des Königs von Grenada, die da in guter Ordnung standen, und mit Gewalt und Kunst der Christen-Heer begegneten, da dann ein blutig Treffen sich erhob, und dauerte von drey Uhr Nachmittags, da der erste Streich geschehn, bis zu der Vesper-Zeit, und war kein Stillestand noch Rast, und Feld und Gras, und Stein ward ganz mit Blut gefärbt. Und der König von Portugall mit seiner Fahne, und die bey ihr fochten, und den ersten Anlauf thaten, hattens mit so viel und tapferm Volk zu thun, daß der Streit nicht für sie war, und wurden hart gedrängt, und müd, daß fast die Kräffte fehlten. Und dazu kam, daß sie das heilige Creuz nicht mehr vor sich sahen, das ihr Panier gewesen, und für

das sie stritten, und war vor ihren Augen verschwunden. Als aber der Prior von Crato dies gesehn, sandte er drey von seinen besten Rittern aus, daß sie es suchten, und die brachtens mit dem Priester aus gar herbem Gefecht, und war unversehrt, und der Priester auch. Da faßten der König und das Heer ein neues Herz, und ließens wieder vor sich tragen, und griffen wieder an mit solchem Ungestüm, daß die Mohren dem nicht widerstanden, und anfangs zwar nur langsam wichen, dann aber bald den Rücken kehrten, und in voller Flucht nach Algezira eilten. Da folgten ihnen die Portugiesen nach, und tödteten auf der Flucht gar viel, der König aber war überall voran, und hatte großen Ruhm von seiner Tapferkeit.

Zu eben dieser Zeit gebot nun auch der König von Castilien, die Mohren, die ihm gegenüber standen, anzugreifen, und als die Seinen über den Fluß giengen, hatten sie da ein gar hartes Gefecht, und vor allen Dom Manoel mit seiner Fahne, die allen voran gieng. Sie kamen aber glücklich über, mit der Mohren großem Verlust, und Dom Manoel und die Seinen wurden darob als gar tapfere Sieger geachtet. Jenseits aber standen noch größere Haufen, als die beym Uebergang. Und der König von Castilien war nicht bey diesen ersten Fahnen, sondern blieb zurück mit dem größern Haufen, und bey ihm war der Erzbischof von Toledo, um von da den Seinen Hülfe zu schicken, wo sie deren auch bedürften. Der erste Sieg, den aber die Spanier

gewonnen, war gegen die Haufen der Mohren, die an Tarifa standen, zwischen den Haufen des Hali am Meere, und den Haufen des Königs von Grenada gegen das Gebürg, und viel halfen zu diesem Siege die Reuter und das Volk, die aus Tarifa ausfielen, und daß die Portugiesen bereits ihr Gefecht gewonnen, und ihnen in den Rücken kommen konnten. Darum flohen die da konnten, nach Algezira, und viele der andern zogen sich den Berg herab, nach dem Meere, wo der König Hali Boacen mit großer Macht nachstand, und als der König von Grenada floh, sagte Hali zu den Seinen, daß wolle Gott also, damit sie, die Unbesiegten, den Sieg allein erföchten.

Und so war nun auch der König von Castilien mit allen seinem Volk bereits hinüber, und rufte nun den Seinen zu, und gab Castilien und Leon zur Losung aus, und wollte sie gegen Hali Boacen in Person anführen, und in Gefecht der erste seyn. Da fiel ihm aber der Erzbischoff von Toledo in den Zügel seines Pferdes, und wehrte ihm, damit er nicht sich selbst, und alles wagte, und wären ja die Mohren ohne dies fast überwunden. Doch war der Streit noch hart, und der Ausgang ungewiß, bis die ersten Haufen, die das Lager, so Tarifa gegen über stand, genommen, so zur rechten Hand des Hali war, von der Höhe dieses Bergs herabgekommen, und den Hali Boacen in Rücken fielen; da war der Streit um so blutiger, und viele der Mohren wurden niedergelegt. Hali Boacen aber,

als in Verzweiflung und in Wuth, gieng zu den Seinen, derer noch gar viele waren, und verwünschte den Tag seiner Geburt und sein entehrtes Alter, und schlug sein königlich Antlitz mit Fäusten, und raufte sich das Haar aus seinem grauen Bart. Es war bey ihm ein türkischer Greis, mit Namen Alcaro, der ihm viel Volks zu diesem Zug gebracht, und ein weiser Kriegsmann war. Dieser hatte nach seiner Art zwey große Haufen geordnet von vielem Volke, und sie mit Pfählen und Balken mit eisernen Spitzen umgeben, den einen in Gestalt eines Keils, den andern als im Kreis, wie die Hürden der Schaafe; dahin konnten die Verwundeten flüchten, und die Gesunden ausfallen und Hülfe geben, wo es nöthig. Da sagte Alcaro dem König, es wären in dem Kreise 9000 Mann, und mit diesen sollte er nach Aljezira flüchten, denn wider Gottes Zorn sey keine Gewalt noch Kunst, er aber müße sein Leben bewahren, um eines andern Tages, diesen Tag zu rächen. Und Hali Boacen gieng zu dem Haufen, und ließ ihn aus der Verschanzung aus, nicht aber, wie sie alle dachten, sich zurückzuziehen, sondern mit ihm zur Schlacht zurückzukehren, und bis zum Tod das Letzte zu versuchen. Dem aber widersetzte sich Alcaro und Bazain, des Königs Sohn, und zwangen ihn, dem Haufen nachzufolgen, der anfieng, sich zurückzuziehen, und es half ihm nichts, wie sehr er auch gewüthet, und daß er gegen sie sein Schwerd gezogen. Da sagt man, er habe sich von seinem Pferd geworfen, und auf seinem Knie, und

 den

den Alcoran in seiner Hand, mit lauter Stimme dem Mahomed geruffen, und ihn verklagt, daß er ihn verlaßen. Die Seinen suchten ihn zu trösten, und nahmen ihn mit sich, bis er nach Algezira kam, von dar er nach Gibraltar gieng, und nach Septa übers Meer, und wäre, sagt man, nicht entkommen, wenn der Admiral von Arragon, wie ihm der König von Castilien geboten, das Seine gethan, und die Enge auch des Nachts mit seinen Galeeren wohl bewachte.

Die Zahl der Mohren, die in diesem Gefechte umgekommen, belauft sich wie etliche spanische Schriftsteller sagen, auf 450,000 Mann, und wollen es aus guten sichern Nachrichten wißen, so aber nicht zu glauben steht. Denn wären es auch Schaafe und Rinder gewesen, so hätte die Zeit nicht gelangt, deren so viele zu tödten. Daher wir dann vielmehr der Innschrift trauen, die in des Bischoffs Kirche zu Evora, bey der großen Capelle auf einem Marmor steht, und in der Zeit durch Leut verfertigt worden, die selbst in der Schlacht zugegen waren, und lautet also:

„Man zählte 1340. Jahr nach unsers Herrn Geburt, da gieng der Mohrenkönig Abenamarim, von jenseit des Meers, mit seinem Weib des Königs von Tunis Tochter über, und dachte mit seiner großen Macht, und vielem Volk den Christen-Namen zu vertilgen, und belagerte die Stadt Tarifa, und seines Volks war so viel, daß mans auch

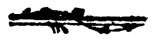
auch nicht zählte. Und da der König von Castilien sah, daß seine Macht so groß, so fürchtete er für sein Königreich, und kam selbst nach Portugall an des Dom Affonso Hof, und bat, er möchte ihm helfen, denn er war sein Schwieger. Der König aber half ihm gern, mit seinem Leib und Gut, und gieng nach der Gränze, und hieß die Seinen folgen. Von Evora nahm er hundert Reuter mit, und tausend Mann zu Fuß, und Gonzalo Esteves Carvoeiro trug das Fähnlein. Da stritten sie wider die Mohren, und der König von Portugall stand gegen den König von Grenada, und der König von Castilien gegen Abenamarim. Und wollte es Gottes Gnade, daß die Mohren bald den Rücken wandten, und sahn sich nicht mehr um, und blieben so viel auf dem Platz, daß man sie nicht alle zählen konnte. Die Könige der Mohren entkamen durch die Flucht. Im Lager des Abenamarim war großer Reichthum an Silber und an Gold, und bliebs dem König von Castilien. Da kam auch die Königinn der Mohren um, und viel reiche Mohrenweiber und auch andre viel, und ihre Kinder. Und wurd gefangen ein Sohn des Abenamarim, und seine Enkelinn, und seines Brudern Sohn: Hochgelobt sey Gott für solche große Gnad, die er dem Christen-Volk gethan! Amen!„.

Als nun das Volk vom Sieges-Tumult ein wenig wieder zu sich selbst gekommen, giengen die Könige mit den Prälaten, und vielen der Ritter

und

und des Volks nach dem Lager und lobten Gott, und sangen auf dem Zuge den Lobgesang: daselbst aber verblieben sie einige Tage, und giengen darauf nach Sevilla, und gieng ihnen da das ganze Volk entgegen, und der Erzbischof mit der ganzen Clerisey, und voran giengen die Fahnen, die sie über die Mohren gewonnen, so die Vornehmsten der Gefangnen trugen. Und die Könige stiegen ab bey Santa Maria de Pilar, und dankten Gott und der hochgelobten Jungfrau, und begaben sich nach der Stadt. Und in den sechs Tagen, die sie da verblieben, sandten sie dem Pabst Benedikto, der in Avignon war, die Bothschaft von ihrem Siege, und die Fahnen beyder Könige die in der Schlacht gewesen, und 24 Fahnen so sie den Mohren genommen, und die Fahne des Königs von Marocco, mit einem großen Geschenk von Pferden, alle reich geziert, jedes mit einem Säbel und Dolch, und viele gefangne Mohren. Der Pabst nahm die Bothschaft und das Geschenk mit großen Freuden auf, und gieng am Tage drauf nach der großen Kirch das Hoch-Amt selbst zu halten, und ließ die gefangnen Fahnen niedrig für sich tragen, die Fahnen aber der Könige, die gesiegt hatten, hoch, und stimmte selbst den Lobgesang an, Vexilla Regis prodeunt, den die Cardinäle mit ihm sangen, und vollendeten, und las die Meß, und hielt selbst eine Predigt zu hoher Ehr der beyden Könige, und schikte ihnen Breven mit vieler Achtung und Danke.

Als endlich auch der Tag gekommen, daß der König von Portugall wieder nach seinem Reiche wollte, hieß der König von Castilien in den Sälen seines Pallasts, alles was von der Beute am reichsten war, nach der Ordnung sammeln, und die gefangnen Mohren und Mohrinnen in den Höfen, und zeigte alles dieß dem Könige von Portugall, und bat ihn daß er von alle dem erläse was ihm am liebsten sey, weil man ja das alles ihm zu danken. Aber der König von Portugall sahs mit Lächeln an, und sagte, daß, als er aus seinem Reiche ihm zu Hülf gezogen, so sey es geschehen zu Gottes Dienst, und des Königs von Castilien Ehr, und sein Königreich zu beschützen, nicht aber, daß er, oder die Seinen mit anderm Reichthum und Gütern zurückkehren wollten, als mit Ehr und Sieg, wie dann durch Gottes Gnad geschehn. Und der König nahm nichts von der Beute als den Infant des Königs von Sapulmecca Sohn, den er gefangen, und die fünf Fahnen der Mohren, die seinen Leuten zu Theil worden, mit einigem reichen Säbel und Zeug, so ihn besonders gefielen. Es war aber des Golds und Silbers so viel, daß in dem Königreich Castilien und Arragon, der Werth desselben um ein sechstheil fiel. Der König von Portugall schied darauf von seiner Tochter und Dom Affonso von Castilien gab ihm das Geleit bis Cacatha, in Olivenza aber warteten sein die Königin und der Infant, und ward überall mit großem Fest und Freud empfangen.



Zwey Jahr drauf, trug sich am Hof des Königs von Castilien zu, was die alten eine That, Autorität, genannt, und hier nicht vorbeyzulassen steht, weil die Grund und Ursache davon in den Kriegen lagen, die der König von Portugall und Castilien unter sich geführt. Als nämlich der König von Castilien in Valladolid Hof hielt, trat vor ihm auf, ein Ritter mit Namen Rui Paez de Viedma, und sagte, ein andrer Ritter der Pajo Rodriguez hieß, sey des Hochverraths schuldig. Denn ob er gleich von Geburt, aus Castilien, und des Königs Vasall, auch nie von seinem Eid und Land sich losgesagt, so sey er doch im lezten Kriege mit dem König von Portugall in Castilien eingefallen, und hätt ihn da gedient, und Schlößer und Städte belagert, als in des Feindes Land, und darum sage er, daß Pajo Rodriguez ein Verräther sey, und wolle deß alles Beweis führen, und durch Zeugen und die Faust ihn zeihen. Es war aber der Ritter Pajo Rodriguez nicht an des Königs Hof, als dieß geschah, und wie er es erfuhr, schrieb er an den König einen Brief, und sagte, daß er nicht gehalten sey, von jener Klage, Red und Antwort zu geben: denn der Ritter Ruis sey des größern Hochverraths schuldig, und habe dem König nach dem Leben gestanden, und er wolle ihm solches beweisen, mit der Faust, und beraum ihm Zeit und Tag, und weil des Rittes Hochverrath so größer sey, und des Königs Leib und Leben träfe, so bäte er des Königs Gnad um frey Geleit, und den Beweis zu führen. Als der König

nig nun hierauf den Rath der Ritter über diesen Fall gehört, da der Kläger zum Beklagten ward, so gab er dem Rodriguez das Geleit, und als er vor dem König kommen, sagte ers dem Rui ins Gesicht, daß er dem König nach dem Leben gestanden, und Rui sagte, es sey dem nicht so, und er rede Lügen, und woll' es mit der Faust beweisen. Da nannte ihnen der König Feld und Tag, und gab die Richter, Rui aber ward indessen krank und es wurd verschoben neunzig Tag lang. Und als der König Hof zu Veres hielt, um Algezira zu belagern, so kommen zu ihm diese Ritter, und der König gab das Fehd nach Sitt' und Brauch. Und nachdem der eine und der andere das seine gethan, um den Feind zu überwinden, und Wunden gegeben, und Wunden genommen, so kam die Nacht, ohne daß einer dem andern erlegen. Und am folgenden Tage traten sie wieder aufs Feld, und wollte noch nicht entscheiden, und giengen wieder auseinander zu großen Befremden und Leid Aller die es sahen, daß zwey so tapfre Ritter in Todesgefahr stünden, ohne daß es dem Land und Volke nütze. Und am dritten Tag that wieder ein jeder das Seine, wiewohl die Kräfte abgenommen, und es wegen der Wunden nicht mehr seyn konnte, als an dem ersten Tage. Und als die Vesper-Zeit schon gekommen, ohne daß einer dem andern erlegen, so gedachte der König, es sey ihm selbst besser, zwey solche Ritter nicht also zu verliehren, und lieber ihre Tapferkeit und Arm gegen die Mohren zu brauchen. Und weil sie

nun

nun beyde schon also entkräftet, daß man des Todes für sie erwartete, so trat der König selbst auf den Plaz, und befahl ihnen Frieden und die Waffen sinken zu lassen, und sagte: weil er es erachtet, es besser für seinen Dienst, daß sie beyde nicht umkämen, sondern lebend von dem Kampfplaze giengen, um ihm gegen die Mohren zu dienen, so wolle er den Streit zwischen ihnen selbst schlichten, und das Urtheil sprechen; das Urtheil aber war also gefaßt.

Daß da Pajo Rodriguez, der Kläger, drey Tage lang alle das Seine gethan, den Rui Paez Viedma zu tödten und zu überwinden, und dieser Rui von dem König selbst aufgezogen worden, und der König von jeher sich auf ihn verlassen, wie auch die andern Könige und seinem Vater und Vorfahren gethan, so glaube er, der König nicht, daß solcher Ritter ihm jemals nach dem Leben getrachtet, wie er zum Beweis des, drey Tage lang, auf dem Platze gestanden, und ritterlich seine Unschuld verfochten, ohne Zeichen noch Schein, von Furcht oder Schuld. Und also erkläre ihn der König für treu, und ohne Verdacht noch Schuld, und der geführten Klage frey und quitt, und spräche also seinen Spruch, und erkläre Kläger und Beklagten beyde für treue und gute Ritter und Vasallen. Und als der König das Urtheil gesprochen, nahm er die Ritter bey der Hand, und führte sie selbst, beyde von dem Kampfplatze ab, und lobten alle des Königs Weisheit und Urtheil, und wurd

wurd solches aufbewahrt, damit, wenn ein andrer Fall dem ähnlich, er auch also gerichtet würde; und das heißt nun That oder Autorität. Denn hier wurde gezweifelt, wer der Kläger sey und der Beklagte, weil der Beklagte den Andern eines größern Verbrechens geziehen, und ihn beraumt, und war auch die Frage, was geschehen solle, wenn die zwey Streitenden so lange gefochten, ohne das einer oder der andre das Feld gewinnt. Und weil des Königs Spruch dem Volke und Rittern allen wohlgefiel, so sollte auch in Zukunft das nämliche gelten, und hieß das Recht, so es gab, ein Recht aus That oder Autorität. Und weils die Gelegenheit giebt, so wollen wir noch ein solch Exempel erzählen.

In der Schlacht von Najera, die der König Dom Pedro von Castilien gewann, ward ein Marschall von Frankreich, Bertrand de Guesclin gefangen, und der ihn gefangen hatte, war der Prinz von Wallis, des Königs von Engelland ältester Sohn. Dieser aber hatte schon zuvor den Marschall in der Schlacht von **** gefangen, und der Marschall hatte da dem Prinz bey Tod und Ritters-Pflicht gelobt, eh' er das Lösegeld nicht bezahlt, so wolle er nicht gegen den König von Engelland fechten, noch den Prinz Wallis seinen Sohn, es wäre denn unter des Königs von Frankreich, seines Herrn, Fahne, oder einem Fürsten aus dem Geschlecht der Lilien. Und also habe der Marschall seinen Eid und Rit-

 terwort

terwort gebrochen, und sey des Todes schuldig, weil er ihm das Lösegeld nicht bezahlt, und gegen ihm gestanden, ohne daß der König von Frankreich, noch ein Fürst von seinem Geschlechte das Heer geführt. Der Marschall antwortete hierauf, der Prinz sey eines Königs Sohn, und er wollte ihm nicht antworten, wie er könne: aber treulos wäre er nicht, noch eines Eides brüchig. Da sagte ihm der Prinz, er wolle mit ihm vor dem Gericht der Ritter stehen, und wurden deren zwölf genannt, von vielen Nationen, und der Prinz brachte vor sie seine Klage, so alle die Ritter für gerecht hielten, und glaubten, der Marschall habe den Tod verdient. Als der Prinz dem Marschall gesagt, er solle frey reden, womit er gedenke seine Ehre zu retten, weil solches eine Sache unter Rittern, so antwortete der Marschall, es sey alles wahr, was der Prinz gesagt. Aber er habe nicht gegen den Prinz sich gewafnet, als Fürst und Feldherrn der gelieferten Schlacht, sondern der König Dom Pedro sey Herr von dieser Schlacht gewesen, und der Prinz stehe itzt in seinem Solde, und wäre nicht der Feldherr selbst, so habe er nicht gegen ihn, sondern den König Dom Pedro gestanden, für den die Schlacht gefochten worden. Die Ritter erkanntens für Recht, und sprachen den Marschall der Anklag frey, und wurd ihr Spruch aufbewahrt, und viel gleiche Fälle darnach gerichtet.



Auf diese Begebenheiten folgen verschiedene Heyrathen, die Beschreibung der Pest, und so ferner: zuletzt die traurige Geschichte der Ignez de Castro mit folgenden Worten. Es ist das Jahr 1645.

Und so hatte nun der König Affonso schon einige Jahre in Fried und Ruhe von aussen gelebt, sie fehlte ihm aber von innen, wegen vielen Verdrusses und Streits mit dem Infant Dom Pedro. Solches aber kam über die Nachricht, da der König erfahren, daß der Infant mit der Donna Ignez de Castro sich vermählet hatte, und dauerte der Streit bis zu des Königs Tode. Denn, als Donna Constancia in ihrer Jugend verstorben, und der Infant nur einige dreyßig Jahr alt, so lagen ihm der König, so wie die Stände des Reichs an, sich wieder zu vermählen, so aber der Infant zu thun ihnen absagte, weil er die Donna Ignez de Castro über alle Maaßen liebte. Es war aber diese Donna Ignez ein Fräulein von hoher Abkunft, und aus königlichen Blut, obgleich außer der Ehe gezeugt; denn sie war Tochter des Dom Pedro Ferdinands de Castro, zugenamt der Krieg, so mit dem Infant Dom Pedro ein leiblich Geschwistern Kind, und Donna Ignez ward an dem Hofe der Infantin Donna Constancia, als Fräulein und Verwandte gehalten. Sie war aber mit seltner Anmuth und Schönheit des Leibes, wie der Seele geziert, und hatte den Beynahmen der Schwanenhals, der Infant aber gewann sie gar zärtlich lieb, und blieb

 solches

solches nicht verborgen. Und da die Infantinn Donna Constancia es auch erfahren, und sie den ersten Infant Dom Luis gebahr, bat sie die Donna Ignes zu Gevatterinn, damit dem Infanten gewehrt würde, weiter in seiner Liebe zu gehn. Aber es wurd die Liebe damit nicht schwächer, und nahm zu, und als die Infantinn Donna Constancia gestorben, gewann er die Donna Ignez ganz, und sie wurden vertrauter, und sie gebahr ihm Kinder, von denen die Chronik des Königs Dom Pedro sagen wird.

Sobald aber Donna Constancia gestorben, hat der Infant, wie er nachmals als König es kund gethan, um vor Gott keiner Sünde schuldig zu seyn, im Geheim mit der Donna Ignez sich vermählt. Der König wußte von dieser Vermählung zwar nichts, stand aber in Furchten, es möchte dazu kommen, weil er den Infant ganz in seiner Liebe verlohren sah, und drang um so heftiger in ihm, sich zu vermählen. Doch, sagt man, daß er auch oft den Infant gebeten, wenn er mit der Donna Ignez vermählt sey, es ihm zu sagen, und wolle er, wann es also seyn müße, als seine Gemahlin sie ehren, damit sie von jetzt an auch von den andern geehrt würde, als die künftig ihre Königin seyn sollte. Aber der Infant hat es nie dem König gestanden, daß er mit ihr vermählt sey, wollte aber auch nie in die Heyrathen willigen, die ihm sein Vater vorschlug, und entschuldigte sich

bey



bey einer jeden mit dem, was ihm die Liebe für die Donna Ignez eingab. Und wie es damals Allen geschienen, so wollte der Infant nicht bey Lebzeiten seines Vaters diese Vermählung erklären, weil er dem Könige nicht getraut hat, und glaubte, er würde sich ihrer schämen, da sie nicht von ehelicher Abkunft. Aber verschiedne Große des Reichs, es sey nun, daß sie die Vermählung gewußt, oder auch nur gefürchtet, riethen dem König, den Infant zu andrer Heyrath zu bewegen, oder die Donna Ignez durch Verweisung aus dem Reiche oder Tod von ihm zu trennen, damit sie ihn, den König, der doch schon alt, nicht überlebe. Denn da ihre Brüder beyde in Castilien so mächtig, und in Portugall auch ein groß Ansehen zu gewinnen begonnen, so stünde allerdings zu befürchten, daß sie mit List oder Gewalt dem Infanten Fernando, des Dom Pedro rechtmäßigen Sohne, nach dem Leben stehen möchten, um die Kinder der Donna Ignez, ihrer Schwester, statt seiner auf den Thron zu bringen. Die Königin aber und der Erzbischoff von Braga, Dom Gonzalo Pereira, und viele Prälaten und Herrn riethen zwar dem Infant, so wie jene, sich zu vermählen, gaben ihm aber zugleich Nachricht, wie oft man schon über den Tod der Donna Ignez gerathschlagt, und daß er an einen sichern Ort sie bringen sollte, wo ihr Leben keine Gefahr liefe. Dieß alles schien dem Infant leere Drohung und Schrecken, die niemand wagen würde, in Ausführung

 zu

zu bringen, und konnte sich nicht entschließen, weder zu gestehn, daß er vermählt sey, noch die Donna Ignez an einen sichern Ort zu bringen, wo er sie weniger hätte sehen können. Den König aber bewegten indeß verschiedene Gedanken hin und her, dieweil er einmal die Gefahr sah, in welcher sein rechtmäßiger Enkel und das Reich stand, wenn die großen und vielen Verwandten, der Donna Ignez es an sich zu bringen gedächten: dagegen aber auch sah er, was es für eine grausame That sey, eine Unschuldige, um fremder und nicht gewißer Schuld willen, zu ermorden, und das am Ende seiner Tage, wo er sich bereiten sollte, Rechenschaft vor Gott zu geben, und nicht seine Hände mit Blut zu beflecken, und wie da Viele sagen würden, mit seiner eignen Kinder Blut. Doch, gereitzt durch viele der Seinen, beschloß er endlich, die Donna Ignez tödten zu lassen, und kam von Montemor mit vielen bewafnetem Volk nach Coimbra, zu dem Pallast von St. Clara, wo sie wohnte: der Infant aber war zu der Zeit auf der Jagd. Als nun Donna Ignez des Königs Ankunft, und was er über sie beschlossen, vernahm, und ganz ohne Hülfe sich irgends retten zu können, gieng sie ihm an die Thür des Pallasts entgegen, aber als die dem Tode entgegen geht. Und wenn irgends noch Gnade zu hoffen stünde, damit sie den König erweichte, so giengen vor ihr die drey unschuldigen Infanten, ihre Kinder und des Königs Enkel, zart vom Alter

ter und schön, und bey diesen, und mit vielen Thränen und rührenden Worten bat sie den König um Vergebung, und barmherzig zu seyn. Der König, obgleich von Natur nicht weichmüthig, und härter jetzt durch der Fremden Rath, als er dies traurige Schauspiel gesehn, eine so schöne, junge und unschuldige Dame, und ihre lallenden Kinder, die sie umarmte, und zu ihrem Schutz und Schilde vor sich nahm, ward sein Herz schon gewandt, und wollte ihr das Leben laßen. Aber einige der Ritter, die mit ihm zu ihrem Tode gekommen, besonders aber Alvaro Gonzales, Pero Coelho, und Diogo Lopez Pacheco, als sie den König so von ihr kommen sahen, und er den Befehl fast schon widerruffen hatte, klagten sie über ihn, daß er zuvor so offen seine Absicht erklärt, und sie dazu mitgenommen, nun aber davon abstünde, und sie allein so großer Gefahr und Haße des Infanten, und der Donna Ignez überließe. Und sie bewogen den König, daß er ihnen Befehl gab, sie zu ermorden, und drangen mit Gewalt in ihr Zimmer, und ermordeten sie als wütende Thiere. Dies aber ward dem König zu großer Grausamkeit von allen gerechnet, die ein menschlich Herz und Vernunft hatten. Denn billig hätte man, wie sie sagten, jenen ungewißen Erfolg erst sehen und abwarten müßen, ehe man jetzt und in Gewißheit ein so groß Uebel und unerhörte Grausamkeit begieng, eine Unschuldige zu morden, wie diese, der um den Thron zu verdienen nichts fehlte,

te, als daß ihr Vater mit ihrer Mutter nicht in der Ehe gelebt: Denn sie war außerdem von hohem Geschlecht, und verdiente den Thron durch ihre Schönheit und Tugend. Ihr Leichnam wurde gleich nach dem Morde in St. Clara bengesetzt, bis ihn Dom Pedro, als König, nach Alcobaza erhob, und ein königlich Grabmal gab.

Der Infant aber, als er die Nachricht von ihrem Tode empfieng, war so außer sich, daß man glaubte, er würde gar von Sinnen kommen. Denn außerdem, daß er sie über alle maßen geliebt, und sie nun dahin war, so nagte es ihm auch am Herz, daß sie um seinetwillen ermordet worden, und ohne ihre Schuld, und als man ihn gewarnt, daß er es nicht geachtet, und die Unglückliche nicht gerettet hatte. Daher er dann zur Rache schritt, und mit allen seinem Volk, was er im Reiche hatte, und was die Brüder der Ignez und alle seine Freunde aufbringen konnten, in seines Vaters und sein eigen künftig Reich einfiel, und wo des Königs Güter waren, da war kein Schonen.

Die Königinn Donna Beatriz, eine fromme menschenliebende Prinzeß, und ein ehrwürdiger Prälat, der Erzbischoff von Braga, vermittelten diesen Streit. Doch lebte der Infant getrennt von seinem Vater, und zwey Jahr drauf erfolgte des Königs Tod, den der Geschichtschreiber also erzählt.

Der

Der König, nachdem er sich mit dem Infanten ausgesöhnet, begab sich nach Lissabon, und verfiel daselbst in die Krankheit die sein Leben beschloß. Und als er den Tod nahe fühlte, ließ er den Diogo Lopez Pacheco, den Alvaro Gonzalez, und Pero Coelho, die Mörder der Donna Ignez vor sich kommen, und sagte, wie daß er nach seinem Tode sie nicht für völlig sicher hielte, und riethe ihnen an, das Reich zu raumen, und was sie könnten von ihrem Haab und Gut zu retten. Und das thaten sie auch ohne Zeitverlust, doch entgieng Alvaro Gonzalez und Coelho, dem Schicksal nicht, wie wir in der Folge sehn. Der König Affonso starb im May des Jahrs 1357. und war des Alters 67. Jahr, davon er 31. Jahr regiert. Er hinterließ von der Königin Donna Beatriz, der Tochter des Dom Sancho Königs von Castilien folgende Kinder: die Infantin Donna Maria, des Königs Affonso des Eilften in Castilien Gemahlin, die als Wittwe in Evora verstarb; den Infant Dom Pedro, der ihm auf dem Thron folgte, und die Infantin Donna Leonor, die mit dem König Dom Pedro dem Vierten von Arragonien sich vermählte. Diese Königin starb jung, und von ihr blieb eine Tochter die Infantinn Donna Beatriz, die nach Portugall kam, und von der Königinn erzogen ward. Sie starb nach dem König Affonso, und Donna Beatriz ließ ihre Gebeine in das Grab legen, das sie sich und ihrem Gemahle bereitet hatte.

Es

Es war der König Affonso ein edler und tapfrer Ritter, der Gott fürchtete und gerecht war, und ist nichts gegen seine Regierung zu sagen, als daß er seine Hände mit dem Blute der unschuldigen Ignez befleckt hat. Denn sonst glich er in vielem seinem Vater, dem guten König Dionysius, die Freygebigkeit ausgenommen, darinn er ihm gar wenig glich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ende des dritten Bandes.

